

Warten müssen

Last und Lust des Wartens
Was ist Warten?
Warten auf
...ein Sozialgerichtsverfahren
...einen Kita-Platz
...einen Arzttermin
Kunst und Zeit

In dieser Ausgabe

Thema:

Warten müssen

Einführung	1
Last und Lust des Wartens	4
Was ist Warten?	6
Warten auf ein Sozialgerichtsverfahren	9
Warten auf einen Kita-Platz	11
Warten auf einen Arzttermin	14
Literatur zum Thema	16

Kunst und Zeit

Warten! Kunststück!	17
Entschleunigt Euch – so bitte nicht!	17

Aus der DGfZP

Einladung zur Jahrestagung 2012	20
Netzwerk Zeitforschung der DGfZP	22
Who is who?	23

Veranstaltungen, Pro- jekte, Informationen

Neue Literatur

Antrag auf Mitgliedschaft

Impressum

Liebe Leserin, lieber Leser,

Zeit ist Macht – wer muss warum warten? Zeit ist Geld – für Wartende und für die, die warten lassen. Zeit ist Leben – wann ist Wartezeit entwertete, wann wertvolle Zeit? Warten kann vielfältige Erscheinungsformen, Bedingungen, Beweggründe und Folgen haben. Hier im Blick sind Wartezeiten, die gegenwärtig in Öffentlichkeit und Politik diskutiert werden, weil sie Menschen in sozial ungleicher Weise betreffen. Es geht um Wartezeiten von Hartz IV-Empfängern auf ihr Recht, von Eltern auf einen Kitaplatz und von Patienten auf den Arzt.

Im Oktober feiert die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik ihren zehnten Geburtstag mit einer besonderen Jahrestagung. „Was wird aus der Zukunft?“ ist das Thema, ein Fest wird gefeiert und es wird besonders viel Zeit für Diskussionen und Gespräche sein, nicht zuletzt auch über die Zukunft der DGfZP. Das Programm finden Sie in diesem ZpM. Alle Mitglieder und alle an Zeitpolitik Interessierten sind herzlich eingeladen!

Bis dahin Ihnen allen viel schöne Sommer- und Herbstzeit!

Helga Zeiher

Thema: Warten müssen

Einführung in den Themenschwerpunkt

Warten abschaffen – ein Ziel der Moderne

Im Warten – wie auch im Eilen – erfahren wir unmittelbar, wie sehr unser Leben durch Zeiten der Natur und Zeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens bedingt ist. Weil wir uns nicht die Bestimmung über unsere Zeit wegnehmen lassen wollen, nehmen wir die uns abverlangten Wartezeiten meist als Störung im Handlungsablauf wahr, „als etwas Feindseliges“, das wir „totschlagen“ müssen (Rainer Paris in seinem Beitrag). In solchem Umgehen mit dem Warten erweisen wir uns als Menschen der Moderne, die, so formuliert Karlheinz Geißler in seinem Beitrag, „es sich zum Ziel gesetzt hat, das Warten abzuschaffen“. Es sind grundlegende Prinzipien unserer Gesellschaft und auch deren Ambivalenzen und Grenzen, die in der Abwehr des Wartens konkret zur Erscheinung kommen:

- Zum einen ist dies das Prinzip der *Zeitökonomie*. Warten passt nicht in eine Gesellschaft, die Zeit als geldwerte Ressource behandelt und in der die Menschen gelernt haben, dass Zeit immer nutzbringend zu verbringen sei, und deshalb auch möglichst pausenlos. Je mehr an „untätiger Tätigkeit des Wartens“ (*Rainer Paris*) vermieden wird, desto mehr tätige Zeit wird möglich. Dem zeitökonomischen Denken gilt Wartezeit als unproduktive und deshalb vergeudete, verlorene, gestohlene Zeit.
- Zum anderen berufen wir uns auf das Autonomieversprechen der Moderne, aus dem ein *Recht auf eigene Zeit* folgt (vgl. ZpM 14, Juli 2009). Immer wieder entstehen Situationen, in denen unserem Tun und Erleben durch Zeitstrukturen oder durch andere Menschen Warten aufgenötigt wird. Da sind die unzähligen wiederkehrenden Momente im Alltag, etwa wenn wir, zum Ausgehen bereit, warten, bis auch der Partner den Mantel angezogen hat, wenn wir an einer Tür geklingelt haben, wenn wir an der Ladenkasse anstehen, wenn die Ampel rot ist, wenn wir auf eine Bahn warten, wenn wir auf den Beginn einer Veranstaltung warten. Da sind Situationen, in denen uns jemand warten lässt, aus welchen Gründen auch immer. Und da sind nicht zuletzt soziale Strukturen, die uns den Zugang zu bestimmten Umständen – Situationen, Ressourcen, rechtlichen Voraussetzungen – eine Zeit lang versperren und uns somit mehr oder weniger lange Warteschleifen des Lebens aufnötigen. In allen solchen Situationen erscheint Wartezeit als entfremdete Zeit, gekennzeichnet durch, so *Rainer Paris* in seinem Beitrag, „die Erfahrung einer fundamentalen Ohnmächtigkeit“ und das „Bewusstwerden der Grenzen und Begrenztheit unseres Tuns.“
- In Wartezwängen manifestieren sich unterschiedliche soziale Positionierungen: Die Einen setzen Bedingungen, die Warten erfordern, und die Anderen müssen warten. Soziale Ungleichheit besteht aber nicht nur zwischen Warten-Lassenden und Wartenden; sie kann auch zwischen Wartenden hergestellt werden. Denn die Macht derer, die über Wartebedingungen bestimmen, reicht oft so weit, dass Personen oder ganze Bevölkerungsgruppen unterschiedlich lange warten müssen, also mehr oder weniger gravierende *soziale Ungleichheiten* der Wartedauern entstehen.

Warten abschaffen – ein fragwürdiges Ziel

Als Mittel zum Zeitsparen, also zur Beschleunigung des Tuns eingesetzt, ist das Ziel der Moderne, das Warten abzuschaffen, freilich in mehrfacher Weise fragwürdig. Zum einen sind die vielen kleinen Wartesituationen des Alltags Pausen, die wir umso mehr brauchen, je mehr wir in Beschleunigungszwängen leben. Hier kommt es freilich darauf an, wieweit uns in der konkreten Situation Entspannung und Erholung mög-

lich ist, ob Geduld oder Ungeduld überwiegen. Wenn wir im Stau stehen und einen wichtigen Termin haben, wird Warten-müssen stressen. An Beispielen aus Musik und Aktionskunst schlägt *Albert Mayr* (in seinem Beitrag in der Rubrik „Kunst und Zeit“) vor, wir sollten auch einmal „einfach zulassen, dass uns Warten auf unsere jeweilige zeitliche Befindlichkeit zurück wirft, mit der wir zu Rande kommen müssen“. Das Warten auf das Wochenende, den Urlaub, ein Fest und auch das Erwarten von Ereignissen wie einem Wiedersehen kann mit Vorfreude verbunden sein. *Karlheinz Geißler* spricht in seinem Beitrag vom „Glück des Wartens“.

Die Wartefeindlichkeit der Moderne ist am problematischsten, wenn sie darauf zielt, Entwicklungsprozesse zu verkürzen. Das gilt für viele Eingriffe in die Zeiten von Naturprozessen des Wachsens und Heilens, von Geburt und Genesung. Es gilt für die Entwicklung sozialer Prozesse. Und es gilt für Bildungsprozesse. Bildung, so *Karlheinz Geißler*, „kann man bekanntlich nicht machen, man kann sie nur zulassen, muss auf sie warten. Die Bedingungen fürs Zulassen, fürs Warten und Wartenkönnen hingegen kann und muss man beeinflussen und gestalten“.

Zu den einzelnen Beiträgen

Warten, das sollte dieser knappe Problemaufriss andeuten, kann vielfältige Erscheinungsformen, vielfältige Bedingungen und Beweggründe, vielfältige psychische und körperliche Herausforderungen und auch vielfältige mehr oder weniger gravierende soziale und materielle Folgen für den Wartenden haben. Die bereits zitierten Autoren der beiden ersten Beiträge zu diesem Themenschwerpunkt haben sich aufgemacht, diese Vielfalt zu entfalten. Mit der Frage „Was ist Warten?“ untersucht der Soziologe *Rainer Paris* den Erfahrungsraum und die Handlungsmöglichkeiten der wartenden Person. Das Resultat ist eine soziologisch-philosophische Strukturanalyse des Wartens in unserem Kulturraum, die zugleich eine der Zeit ist. Der Zeitforscher und Pädagoge *Karlheinz Geißler* lenkt die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das Erleben der Wartesituation, auf „Last und Lust des Wartens“, so der Titel. Ihm geht es nicht nur um Kritik des Wartenlassens und Wartenmüssens, sondern vor allem auch um die Notwendigkeit des Wartenkönnens, und dies nicht zuletzt in Entwicklungs- und Bildungsprozessen.

Nach den grundsätzlichen Überlegungen zum Warten in den beiden ersten Beiträgen enthält dieser Themenschwerpunkt Beiträge zu konkreten Weisen des Wartens. Dazu war zunächst zu klären, welche der vielfältigen Formen des Wartens zeitpolitisch relevant, also durch wie immer geartete aufklärende oder politisch gestaltende Anstrengungen zu beeinflussen sein könnten und sollten. Zwei Formen erscheinen hier bedeutsam:

- Nicht abwarten können, das dazu führt, dass einem Prozess nicht seine Eigenzeit gelassen wird, dieser vielmehr in zeitökonomischer Absicht verkürzt und beschleunigt wird. Das gilt insbesondere für Prozesse der Natur und der menschlichen Entwicklung, aber auch für viele soziale Prozesse.
- Zwänge zum Warten, wenn organisatorische Gegebenheiten oder politische Regulierungen und Maßnahmen zeitliche Bedingungen setzen. Diese sind vor allem dann problematisch, wenn sich in der Dauer des Wartens Benachteiligungen einzelner Bevölkerungsgruppen zeigen, in denen sich sozial ungleiche gesellschaftliche Verhältnisse manifestieren.

Jede der beiden Formen könnte und sollte in einem eigenen Zeitpolitischen Magazin behandelt werden. In dieser Ausgabe beschränken wir uns auf die zweitgenannte Form: auf Zwänge zum Warten, in denen soziale Ungleichheiten zum Ausdruck kommen. Es geht um Wartezeiten im Alltag und um Warteschleifen im Lebensverlauf, die ungleich lang sind, weil rechtliche oder infrastrukturelle Ressourcen manchen Bevölkerungsgruppen schneller als anderen zugänglich sind. Es sind Wartezwänge, die letztlich durch den Gesetzgeber bewirkt sind und durch diesen auch zu verändern wären.

In drei Beiträgen werden Probleme behandelt, die gegenwärtig Öffentlichkeit und Politik beschäftigen – dort freilich nicht immer unter dem hier interessierenden zeitlichen Aspekt des Wartenmüssens. Diese Beiträge seien im Folgenden kurz vorgestellt.

Wer vor Gericht sein Recht sucht, muss warten können. Das betrifft nicht nur den Ablauf eines Verfahrens, sondern auch die Zeit bis zu dessen Beginn. Besonders lange dauert gegenwärtig das Warten auf Sozialgerichtsverfahren, denn die Komplexität der Hartz IV-Gesetze führt zu einer immensen Flut von Klagen, die die Gerichte trotz großer Anstrengungen nur mit erheblichen Verzögerungen bewältigen können. Gerade diese Klientel ist oft existentiell vom Ausgang eines Verfahrens abhängig; Wartenmüssen bedeutet hier nicht selten die Verlängerung einer finanziell sehr schwierigen Situation, eine sorgenvolle Phase des Wartens, ohne zu wissen, wann das Verfahren beginnt und wie es ausgehen wird. Bei dem Beitrag

hierzu handelt es sich um eine wenig gekürzte Fassung des Jahresberichts 2011 der Präsidentin der Berliner Sozialgerichts *Sabine Schudoma*. Sie schildert das Anwachsen des Bergs unerledigter Verfahren und den hohen Zeitdruck, unter dem im Berliner Sozialgericht gearbeitet wird, und sie weist sowohl auf gelungene interne Verbesserungen wie die Einführung von Mediation als auch auf Stellen, an denen politische Reformen nötig und möglich wären, hin.

Kitaplätze fehlen bekanntlich, viele Eltern müssen lange darauf warten. Einen Platz für ihre unter 3-Jährigen findet in vielen Großstädten nur die Hälfte der Eltern, und für die Hälfte dieser Erfolgreichen war es schwierig gewesen, den Platz zu finden. *Birgit Riedel und Anke Mrozowski*, die sich im Deutschen Jugendinstitut mit diesem Problem befassen, weisen auf die „Odyssee der Eltern von einer Kita zur nächsten über endlose Wartelisten und Bewerbungsgespräche“, und auch darauf, dass „gut informierte und strategisch planende Eltern“ schneller erfolgreich sind, und dass finanzstarke Eltern leichter Wartezeiten überbrücken können. Der Zugang zu Kitas sei deshalb sozial hoch selektiv. Die Autorinnen plädieren dafür, Gelder statt in Betreuungsgeld in die Beschleunigung des Kita-Ausbaus zu investieren.

Über unterschiedlich lange *Wartezeiten auf ärztliche Versorgung* zwischen gesetzlich und privat Krankenversicherten wird immer wieder geklagt – ein Warteproblem, das das deutsche Krankenversicherungssystem hervorbringt. Inwieweit sind solche Klagen berechtigt? Unter Leitung von *Jonas Schreyögg* wurden am Center for Health Economics der Universität Hamburg Wartezeiten in der ambulanten medizinischen Versorgung untersucht. Es zeigte sich, dass die Klagen in Bezug auf die Terminvergabe durch Fachärzte zutreffen, kaum aber auf die der Hausärzte. In den Wartezimmern waren Bevorzugungen sehr selten. Weil mit den Unterschieden der Wartezeiten keine Benachteiligungen in der Versorgungsqualität einhergehen, so der beruhigende Schluss der Autoren *Kathrin Roll, Tom Stargardt und Jonas Schreyögg*, handele es sich bei der in den Wartezeiten praktizierten sozialen Ungleichheit nur um Unterschiede des Komforts.

Helga Zeiher

Last und Lust des Wartens

„Bitte warten, bitte warten, bitte warten...“

Wir tun es immer und überall und meistens tun wir es ungeduldig. Im Schlaf noch warten wir auf das Klingeln des Weckers, dann auf den Sonnenaufgang, den Frühstückskaffee, die Verkehrsnachrichten, den ersten Telefonanruf, den Postboten und den Bericht von der Börse in Tokio und bald danach auf der Fahrt zur Arbeit im Stau auf der Schnellstraße. Man wartet im Supermarkt in der Schlange an der Kasse und allein vor dem Fernseher auf den Sechser im Lotto. Man wartet, mal einsam, mal gemeinsam, häufig gestresst und selten entspannt, an Bahnhöfen, auf Parkplätzen, in Cafés, an Flughäfen, bei Ärzten, vor Klotüren und an vielen sonstigen windigen, und wenn man Glück hat, auch mal an sonnigen Orten. Der Tag beginnt und endet mit Warten. Dazwischen immer wieder: „Bitte warten, bitte warten, bitte warten...“. In der Tat: „Das Leben ist“, so Joseph Roth, „ein Wartesaal“.

Sechs Monate seines Lebens, das lassen uns die „Experten“ genannten Männer mit den Hornbrillen wissen, wartet der Durchschnittsamerikaner vor roten Ampeln, fünf Jahre verbringt er beim Schlangestehen, 68 Stunden jährlich wartet er am Telefon. Deutsche Wissenschaftler haben herausgefunden, dass sich die Zeit beim Warten dehnt und zwar um ein Drittel länger, als sie tatsächlich ist. Obgleich wir es so häufig tun, lieben tun wir es nicht. Und weil wir es nicht lieben, tun wir's immer hektischer, ungeduldiger und ruhloser. „Wart mal schnell!“ Fünf Warteminuten, die kann man noch ertragen, zehn Minuten nur noch bei laufendem Motor, doch alles, was länger dauert, bedroht die innere Sicherheit und raubt uns die Ruhe. Das Warten gehört zu den lästigen Zeiterfahrungen. Weil das so ist, warten wir nicht mehr auf die natürliche Geburt eines Kindes, sondern legen den Termin dafür gemeinsam mit dem Arzt fest. Wir warten weder auf den Postboten noch auf einen Brief, sondern erwarten, umgehend „angemailt“ zu werden. Wir warten nicht mehr auf die Entwicklung unserer Urlaubsfotos, sondern betrachten sie bereits Sekunden, nachdem sie gemacht wurden. Wir warten nicht mehr auf die Eröffnung der Spargelsaison, sondern verlangen das ganze Jahr über nach Spargel. Wir warten nicht mehr auf das Abklingen der Erkältung, nicht mehr auf das Christkind und auch nicht mehr auf den Osterhasen. Alles immer und zwar sofort!

Warten müssen

Warten hat einen schlechten Ruf. Warten, so hört man's allerorten, sei „vertane“ Zeit, ein zu „vermeidender“ Zustand, ein Ereignis, dem man sich „ausgeliefert“ sieht und von dem man hofft, baldmöglichst „erlöst“ zu werden. Zum Warten wird man „verdammte“, „verurteilt“ und zuweilen auch „ge-

zwungen“. Warten, das ist Sand im Getriebe, ein Fehler, ein Makel im System. Wartezeiten sind das Zeichen schlechter Organisation und ungenügend durchdachter Planung. Warten ist „Zeitdiebstahl“, „geraubte“ Zeit, eine Art „Krankheit der Zeit“. „Kurzum, die Erfindung eines wirksamen Mittels gegen das Warten würde zu Warteschlangen in ungeahntem Ausmaß vor den Ausgabestellen führen.

Es ist nicht allzu verwegen, in der Moderne jene Epoche zu sehen, die es sich zum Ziel gesetzt hat, das Warten abzuschaffen. Erfolgreich war man dabei jedoch nicht. Mit den Anstrengungen entfernte sich das Ziel. Am Beginn des 21. Jahrhunderts angekommen, müssen wir erkennen, dass der aufwändig geführte Kampf gegen das Warten kläglich gescheitert ist. Gelandet sind wir in einer Zeit, in der das Warten, dessen Abschaffung uns mehr und lauter denn je versprochen wird, zur Alltagsnormalität gehört. Es ist paradox. Der Feldzug gegen die Warterei hat die Menschen ins Reich des Wartens geführt. Die Krieger, die auszogen sind, dem Warten den Garaus zu machen, treffen sich in den Wartesälen dieser Welt, in den Bahnhöfen, Autobahnraststätten und Transiträumen der Flughäfen. Durch die Vordertür vertrieben, kehrt die Warterei durch die Hintertür ins tägliche Dasein zurück. Warum aber dann diese Feindseligkeit, warum die nicht enden wollende Mobilmachung gegen das Warten?

Warten lassen

Schauen wir etwas genauer hin, erkennen wir, dass es nicht nur eine, sondern verschiedene Arten des Wartens gibt. Beginnen wir mit dem ärgerlichsten, dem „Wartenlassen“. Dies hat seine bevorzugten Orte: die Flure, die Gänge und Korridore, die Vor- und Empfangszimmer, die Schalter und Wartezimmer dieser Welt. Dort trifft man auf diejenigen, über deren Zeit gegen ihren Willen verfügt wird. Das Wartenlassen dient der Demonstration, bzw. der Manifestation mehr oder weniger feiner Unterschiede – im Soziologenjargon: der Produktion und der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Wartenlassen ist jene Variante, mit der die Mächtigen oder sich mächtig Fühlenden ihre Vorrangstellung und ihre Selektionsmacht zelebrieren. Privatpatienten kommen schneller dran, Kassenpatienten müssen mit längeren Wartezeiten rechnen; den Pförtner kann man sogleich sprechen, den Herrn Direktor erst in drei Wochen. Nicht immer frei von sadistischen Gefühlen genießen die Herren hinter den Doppeltüren dabei die Ohnmachtserfahrungen der von ihnen zum Warten und Ausharren Verurteilten. Kein Wunder, dass sich die Opfer solcher Erniedrigung unwohl, abgewertet und entwürdigt fühlen. Ihr Warten gleicht dem Warten „eines Gefangenen auf die Gelegenheit zum Ausbruch“ (Musil).

Bald keine Telefon-Warteschleifen-Abzocke mehr

Telefonkunden können sich bald über eine Regelung im neuen Telekommunikationsgesetz freuen. Warten auf Weitervermittlung in Hotlines soll kostenlos werden: ab 10.8.2012 zunächst nur die ersten zwei Warteminuten, nach einem Jahr später dann alle Wartezeit. Dies gilt bei Anrufen vom Festnetz und vom Handy zu allen Sondernummern, die nach Dauer des Anrufs abgerechnet werden. Auch Ansagen zu Kosten und Wartezeiten werden dann zur Pflicht.

„Wertlose“ Zeit

Nicht entwürdigend, aber doch auch ärgerlich und störend ist das Warten in Situationen, in denen die Verwertungslogik der knappen Zeit das Geschehen bestimmt. Dazu ein Blick in die noch ungeschriebene Geschichte des Wartens. Erst als die Moderne Fahrt aufgenommen hatte, als von Natur- auf Uhrzeit umgestellt wurde, begannen die Menschen Zeit in Geld zu verrechnen. Zeit musste von da an „gewonnen“ und „gespart“ werden. Den Anhängern dieser Logik blieb schließlich gar nichts anderes übrig, als Warten für „verlorene“ Zeit zu halten und ihm den Kampf anzusagen. Im Herrschaftsbereich des „Zeit ist Geld“-Imperativs, wo Wartezeiten Kosten verursachen, stört Warten; die „verwartete“ Zeit könnte ökonomisch profitabler genutzt werden. Warten, jedoch vorausgesetzt, es wird nicht zum Geldverdienen oder zum Geldausgeben genutzt, ist mit dem Makel behaftet, „verlorene“ Zeit zu sein, „gestohlene“ Zeit, die gestohlenem Geld entspricht.

Glück des Wartens

Aus solch ökonomischer Sicht spielt es keine Rolle, dass das Warten ganz unterschiedliche Qualitäten besitzt. Das Warten auf ein öffentliches Verkehrsmittel oder im Stau auf der Autobahn gilt den „Zeit ist Geld“-Verfechtern ebenso als „verlorene“ Zeit wie das Warten auf die ersehnte Ankunft einer geliebten Person. Die qualitätslose Rechenmarke „Geld“ raubt dem Warten jeden besonderen Charakter und seinen jeweiligen Eigen-Sinn. Wo die Zeit zur Dienstmagd Mammons gemacht wird, spielen die Gefühle und Stimmungen, die Warten auszulösen vermag, keine Rolle, ist Warten weder freudig noch erwartungsvoll, weder zuversichtlich noch hoffnungsfroh.

Dass das Warten eigentlich zu den schönen Töchtern der Zeit gehört, erschließt sich durch einen Blick ins Wörterbuch der Brüder Grimm. Schlägt man dort beim Stichwort „Warten“ nach, findet man nicht den geringsten Hinweis, dass das „Warten“ etwas Hässliches an sich hätte, eine „Belästigung“ oder gar eine „Nötigung“ sein könnte. Auch steht dort nichts von einer „verlorenen“, „unnützen“ Zeit. Im Gegenteil, Warten ist für die Grimms eine lebendige Zeitqualität, ist Lust an der Zeit,

ein Geschenk der Zeit. Warten bedeutet: „Wohin schauen, Ausschau halten, aufpassen, seine Aufmerksamkeit auf etwas richten, versorgen, pflegen, einem dienen, harren“ usw. Warten, das ist die Zeit der Erwartung, des erwartungsvollen Hoffens und Wünschens. So gesehen, gleicht der Kampf gegen das Warten einem Kampf gegen das Lebendige im Leben. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten des begriffsgeschichtlichen Bedeutungswandels, dass wir den Sinngehalt dieses Grimmschen „Wartens“ heute nur mehr dort in Anspruch nehmen, wo es um die Pflege des Autos und anderer Maschinen, allesamt tote Gegenstände, geht. Wer will, kann daraus den Schluss ziehen, dass wir heute, wenn es ums Warten geht, dem Toten den Vorzug vor dem Lebendigen geben.

Doch „Warten“, so Maurice Blanchot, „schenkt Zeit und nimmt Zeit, doch die es schenkt und die es nimmt, ist nicht dieselbe.“ Über die Zeit, die das Warten nimmt, ist bereits hinreichend viel gesagt worden, weniger zu der, die es schenkt. Am eindrucklichsten und auch am einfühlsamsten hat Walter Benjamin das Glück des Wartens, das die Fähigkeit des Wartenkönnens voraussetzt, beschrieben. Benjamin empfand das Glück des Wartens dann besonders intensiv, wenn er an Bahnsteigen auf Frauen wartete, die, gestand er, für ihn umso schöner wurden, je länger er auf sie warten musste.

Selbst dort, wo es zuallererst ums Geld geht, ist Warten beileibe nicht immer „verlorene“ Zeit, sondern produktiv und profitabel. Bauern und Bäuerinnen, Gärtner und Gärtnerinnen können ein Lied davon singen, dass es die „Kunst des Wartens“ ist, die für die schönsten Äpfel und besten Kartoffeln verantwortlich ist. Die Natur kann warten, und die, die mit ihr zu tun haben, die können es auch, zumindest sollten sie es können. „Gut Ding will Weile haben“. Für Erziehung und Bildung gilt das ebenso. Bildung, so notiert Adorno in seinen nachgelassenen Schriften, heißt „Warten zu können“. Warten heißt in diesem Falle jedoch nicht „sein zu lassen“, unbeteiligt alles „geschehen zu lassen“. Warten in Erziehung und Bildung ist immer auch aktives Tun, Aufmerksamkeit, Präsenz. Sie darf nicht mit Untätigkeit und erst recht nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt werden. Bildung kann man bekanntlich nicht machen, man kann sie nur zulassen, muss auf sie warten. Die Bedingungen fürs Zulassen, fürs Warten und Wartenkönnen hingegen kann und muss man beeinflussen und gestalten. „Bildung wird nicht in stumpfer Fron oder Plackerei gewonnen, sondern ist ein Geschenk der Freiheit und des äußeren Müßigganges; man erringt sie nicht, man atmet sie ein“, so Thomas Mann in FELIX KRULL. Ein jedes Warten verhindert etwas, indem es aber etwas verhindert, ermöglicht es etwas anderes, das ohne Warten keine Chance gehabt hätte.

Karlheinz Geissler
k.geissler@timesandmore.com
www.timesandmore.com

Was ist Warten?

Zentralität der Zeit

Wenn wir uns fragen, was Warten ist, so lautet die erste Antwort: Warten ist zwanghaftes Fragen nach der Zeit. Wo immer wir warten, steht die Zeit, genauer: das Vergehen der Zeit, im Mittelpunkt der Situation. Die Zeit wird überpräsent. Sie ist nicht mehr nur unbefragte Qualität des Handelns und Erlebens, ein beständiges Herabsinken der Jetztpunkte in ein Kontinuum von Vergangenheiten, sondern wird darüber hinaus explizites Thema der Situation. Das erste und wichtigste Charakteristikum des Wartens ist die scharfe Bewusstheit von Zeitfluss und Dauer. Wartende achten auf die verrinnende Zeit und registrieren penibel, wie lange sie schon gewartet haben. Immer wieder heftet sich der Blick der Wartenden, etwa in Ämtern oder auf Bahnsteigen, an die aufgehängte Uhr, schauen sie dem stupiden Vorrücken des Sekundenzeigers zu. Freilich ist unschwer zu erkennen, dass dies selbst eine Technik des Zeitmanagements ist: Auch wenn die Zeit quälend langsam vergeht, ist man immerhin sicher, dass sie jedenfalls vergeht.

Weil der Wartende warten muss, ist er sich der Knappheit und des „unsinnigen Vertuns“ seiner Zeit unmittelbar bewusst. Die Thematisierung der Zeit löst sie aus ihrer Selbstverständlichkeit heraus, und es ist, als rächte sich die Zeit beim Wartenden dafür: Sie erscheint ihm als etwas Feindseliges, gegen ihn Gerichtetes, dem er auf mysteriöse Weise ausgeliefert ist. Sie ist nicht länger fraglose Hülle und Dimension seines Tuns, sondern etwas, das er „totschlagen“ muss.

Ein Hauptproblem ist, dass nichts oder kaum etwas passiert. Es ist keineswegs nur die Dehnung der Zeit, sondern ihre Strukturlosigkeit und das Fehlen situativer Zäsuren, die das Warten häufig so belastend machen. Je monotoner das Geschehen, desto zäher die Zeit. Wo es an äußeren Reizen und Einschnitten mangelt, müssen innere Antriebe verstärkt werden, um das psychische Gleichgewicht zu erhalten – eine Aufgabe, die den Wartenden nicht selten überfordert. Er muss sich selber die Anlässe und Fixpunkte schaffen, die seine Wahrnehmung strukturieren und die Langeweile vertreiben.

Zielgerichtetheit / Ereignisorientierung

Warten ist kein Selbstzweck. Wir warten auf etwas: die Geburt eines Kindes, Weihnachten, den Bescheid einer Behörde. Die Tätigkeit des Wartens hat von vornherein eine klare teleologische Struktur: Gegenstand oder Ziel des Wartens ist ein voraussehbares Geschehen oder Ereignis, das wir gedanklich antizipieren und auf das wir uns einstimmen. Oft besteht dieses Ereignis in Handlungen oder Entscheidungen anderer, die für uns bedeutsam sind. Tritt das Ereignis ein, ist das Warten vorbei.

Grundsätzlich korrespondiert der Charakter des Wartens mit der Bedeutung des Ziels. Wo wir ein Geschehen herbeisehnen und ihm freudig entgegenblicken, warten wir anders als dort, wo es uns ängstigt oder relativ gleichgültig ist. Vorfriede lässt uns etwas „kaum erwarten“, Furcht macht das Warten qualvoll und schicksalsschwer. Mitunter ist beides, als Gleichzeitigkeit von Bangen und Hoffen, untrennbar miteinander vermischt. Allgemein gilt: Je wichtiger und existentiell bedeutsamer das Ereignis, umso herausgehobener die Phase der Einstimmung und das Warten. Die Zukunft „überschattet“ die Gegenwart und durchdringt sie in allen Poren. Der innere Raum überformt den äußeren. Das Warten ist ein Modus des Noch-nicht; es bestimmt unser aktuelles Erleben immer schon im Horizont dessen, worauf wir uns wartend einstellen.

Entspannter ist die Situation, wo das Ereignis bekannt ist und Routineaufgaben bewältigt werden. Wenn wir im Waschsalon auf das Ende des Waschganges warten, geschieht dies relativ gelassen und undramatisch. Das Warten ist hier eher ein Abwarten, ohne größere Unruhe oder Neugier. Auch auf Züge können wir so warten – solange sie sich nicht verspäten. Tritt etwas Unvorhergesehenes, Unerwartetes ein, verändert sich sogleich der Charakter des Wartens: Alles Augenmerk richtet sich nun auf die Ursache der Suspendierung der Normalität, die wir wiederhergestellt sehen wollen. Erst wenn sie geklärt ist und wir die Spanne berechnen können, sind wir wieder beruhigt und können uns in der Situation neu einrichten. Und trotzdem hat sich die Wahrnehmung deutlich verschoben: Weil eine Panne ja stets auch die Möglichkeit weiterer Pannen und Verzögerungen aufscheinen lässt, können wir nicht mehr so gelassen abwarten wie bisher.

Erzwungene Passivität

Außerdem können wir ja nichts tun. Es ist auch die erzwungene Passivität, die viele Wartesituationen so belastend macht. Warten ist Nichtstun. Obschon sinnhaftes Handeln, gestattet es allenfalls Beschäftigung. Die „untätige Tätigkeit“ des Wartens weist als solche keinerlei Produktivität auf. Wenn wir trotzdem etwas tun und uns allerlei Nebenengagements einfallen lassen, so nur, um uns abzulenken: Wir vertreiben die Zeit. Von echtem Zeitvertreib, Arbeit oder Vergnügen, unterscheiden sich solche Aktivitäten durch ihre nachrangige Gewolltheit. Jenseits aller besonderen Zwecke bezwecken sie vor allem eins: die Wartezeit subjektiv zu verkürzen, das Warten erträglicher zu machen. Manchmal gelingt dies, meist jedoch nicht.

Hinzu kommt die Einschränkung der räumlichen Mobilität. Das Warten „nagelt uns fest“. Man darf den Warteraum oder die Schlange nicht auf Dauer verlassen, wenn man sich nicht

wieder hinten anstellen will. Zur Ablenkung kommen daher nur solche Aktivitäten in Betracht, die mit dem stationären Charakter des Wartens vereinbar sind: Zeitunglesen, Kreuzworträtsel, selbstversunkenes Sinnieren und Vor-sich-hin-Dämmern. Es sind vor allem Ausflüge ins Reich der Phantasie, denen jedoch zugleich enge Grenzen gesetzt sind: Bei aller Abschweifung der Gedanken darf man seinen Aufruf nicht verpassen. Es ist im Grunde eine weitere pragmatische Paradoxie: Ablenkung kann nicht erzwungen werden, auch nicht von uns selber. Wo wir uns ablenken wollen, lenken wir uns von der Ablenkung ab.

So sehr wir uns auch bemühen, die Wartezeit „sinnvoll zu nutzen“, stets haftet den Beschäftigten beim Warten etwas seltsam Unwirkliches an. Es sind Aktivitäten *innerhalb* dominanter Passivität.

Isolation / Selbstbezogenheit

Darüber hinaus sind die beim Warten in Frage kommenden Nebenengagements allesamt Selbstbeschäftigungen. Auch wenn wir zusammen mit anderen warten, sind wir von ihnen getrennt: Es sind für uns Unbekannte, Fremde. Die soziale Beziehung zwischen Wartenden ist die einer eigentümlichen Beziehungslosigkeit, das *Nebeneinander der Serie*. Nicht zufällig erläutert Jean Paul Sartre, der Theoretiker der Serie, diesen Typus von Beziehung am Beispiel einer Gruppe von Menschen, die zusammen an einer Haltestelle auf den Bus warten. Jeder wartet für sich. Obwohl alle das Gleiche tun, ist der andere präsent nur als Nebenmensch, ein abstraktes, austauschbares Individuum. Trotz der räumlichen Nähe kommt es kaum zu Kontakten; keiner kümmert sich um den anderen, jeder ist um sich selbst bekümmert. Das gemeinsame Ziel, die Ankunft des Busses, vergemeinschaftet die Menschen keineswegs. Die Gemeinsamkeit ihrer Anwesenheit ist nur von außen veranlasst.

Kennzeichnend für die Serie sind: Anonymität, Distanziertheit, Überzähligkeit. Der andere ist nicht nur ohne individuelle Kontur, sondern häufig auch *lästig*. Wenn er vor mir in der Schlange steht, muss ich seinetwegen länger warten. Oder er ist der letzte, den der überfüllte Bus noch mitnimmt. Daher die latente Aversion gegen die ebenfalls Wartenden, das Misstrauen auch gegenüber jenen, die nach mir gekommen sind: Sie könnten vielleicht versuchen, sich vorzudrängeln. Obwohl durchaus klar strukturiert, ist die serielle Ordnung, weil sie lediglich eine situative Ordnung ist, eigentümlich labil: Abweichungen können nur über die spontane Selbstorganisation der Beteiligten korrigiert werden, die aber durch die Unverbundenheit und Distanz der Akteure grundsätzlich erschwert ist. Deshalb zahlen Frechheit und Chuzpe sich hier oftmals aus. Die Geltung und Durchsetzung der „natürlichen“ Regel der Reihenfolge („Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“) ist stets fragil und gefährdet.

Kleider machen Wartezeiten

Wie man sich kleidet, spiegelt die „feinen sozialen Unterschiede“ (Bourdieu) wider. Kleidung wird als Ausdruck des sozialen Status bewertet, und dies auch in der „Währung“ Zeit:

In einem Feldexperiment haben Sozialwissenschaftler der Ludwig-Maximilians-Universität München das Verhalten von Verkäufern gegenüber Kunden, die entweder „elegante“ oder „studentische“ gekleidet waren, untersucht. Dabei wurden auch die Wartezeiten bis zur Bedienung sowie die Beratungsdauer erfasst. Es zeigte sich: Je besser Kunden gekleidet waren, desto schneller wurden sie bedient und desto länger dauerte das Beratungsgespräch.

Vgl. Jungbauer-Gans, M., Berger, R., Kriwy, P.: Machen Kleider Leute? In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 34, Heft 4, August 2005, S. 311-322.

Im Nebeneinander der Serie sind die Menschen voneinander isoliert und kapseln sich ab. Trotz der Präsenz der vielen ist jeder mit sich allein. Das Warten wirft ihn auf sich selber zurück und bringt ihn, weil er nichts tun kann, ins Grübeln. Die *Sorge* rückt in den Vordergrund und entfaltet fast automatisch die ihr eigene Dynamik von Steigerung und Beschwichtigung. Es ist, neben der Langeweile und Dehnung der Zeit, vor allem dieser Aspekt des fruchtlosen In-sich-Kreisens der Affekt- und Gedankenströme, der viele Situationen des Wartens so beklemmend und aufreibend macht.

Abhängigkeit und Kontingenzen

Wartend sind wir von dem, worauf wir warten, abhängig. Nicht wir beenden das Warten, sondern das Ereignis, auf das wir gewartet haben. Das Ereignis „tritt ein“: Es ist etwas, das geschieht und uns widerfährt, was wir durch unser Zutun nicht beeinflussen können. Das angestrebte Ergebnis des Wartens liegt außerhalb der Handlungschancen und Einwirkungsmöglichkeiten des Wartenden. Zwar kann er in Fällen, in denen er selbst eine Dienstleistung nachfragt, das Warten aufgeben, aber nur um die Preisgabe auch des Ziels. Und außerdem muss er eingestehen, die bereits verstrichene Zeit „umsonst“ gewartet zu haben.

Was das erwartete Geschehen häufig so bedrückend macht, ist die *Ungewissheit des Ausgangs*. Das antizipierte Ereignis ist letztlich kontingent, unserer Berechnung entzogen. Dies gilt auch und besonders für Wartesituationen in Bürokratien. Wo andere über uns entscheiden, fühlen wir uns ihnen ausgeliefert. Das Ermessen mag durch Gesetze und Vorschriften eingehegt sein, trotzdem ist es da. Und die Abgeschnittenheit vom Dienstwissen steigert die Angst weiter. Es ist dieses Bewusstsein der Möglichkeit von *Willkür*, das Klienten vielfach dazu veranlasst, sich auch in solchen Fällen als „Opfer“ der Bürokratie zu begreifen, wo in Wirklichkeit alles mit rechten

Dingen zugegangen und der Ermessensspielraum vielleicht sogar zu ihren Gunsten ausgelegt worden ist.

Häufig ist es weniger belastend, vom Zufall als von anderen abhängig zu sein. Die „Launen“ des Schicksals lassen sich leichter ertragen, niemand hat Schuld. Andererseits scheint das Bedürfnis, diffuse Ursachen auf kompakte Verursacher zurückzuführen, mitunter übermächtig. Wir *suchen* Schuldige. Sie machen das Widerfahrnis erträglich, indem es in nachvollziehbare Motive und Handlungen rückübersetzt und so in handlichen moralischen Kategorien erklärbar wird. Art und Einfärbung unseres Wartens hängen wesentlich davon ab, wen wir dafür verantwortlich machen, dass wir warten müssen.

Gerade an diesem letzten Punkt zeigt sich die Nähe des Wartens zur inferioren *Erfahrung sozialer Macht*. Obwohl keineswegs immer im Kontext asymmetrischer Machtbeziehungen angesiedelt, ist das Warten stets die Erfahrung einer fundamentalen Ohnmächtigkeit, das Bewusstwerden der Grenzen und Begrenztheit unseres Tuns, der Limitierung des Handelns durch das Widerfahrnis. Auch wenn es keine Täter gibt, fühlen wir uns wartend als Opfer. Dies gilt natürlich umso mehr, wenn es tatsächlich Urheber gibt, das erwartete Geschehen also in der Hand zurechenbarer Akteure liegt, die uns warten lassen. Macht hat, wer über die Zeit anderer verfügen, ihnen *seine* Zeit aufprägen kann.

Als knappe Ressource ist die Zeit ein vorzüglicher und bevorzugter Indikator *sozialer Ungleichheit*. Wichtige Menschen warten nicht, sie haben Termine. Und sie unterstreichen ihre Wichtigkeit dadurch, dass sie es sich „leisten“ können, andere auch bei einem einbestellten Termin noch kurz hinzuhalten. Je höher der Status in der Hierarchie, desto größer die Möglichkeit, andere auf sich warten zu lassen. Andererseits sind es oftmals die kleinen Könige, Hauswarte etwa, die ihre Macht genießen.

Macht hat nicht nur, wer andere warten lassen kann, sondern auch, wer die Dinge so einzurichten vermag, dass die Zeit für ihn und gegen andere arbeitet. Wo Unterlegene Missstände anprangern und sofortige Reformen fordern, kann der Mächtige warten. Er kontert Aufgeregtheit mit Sitzfleisch. Seine Ressourcenüberlegenheit erlaubt ihm, auf Zeit zu spielen und die Gegenseite durch Nichtstun und Hinausschieben von Entscheidungen unter Druck zu setzen.

Kultureller Kontext

Dies alles verdeutlicht, wie sehr Art und Charakter des Wartens in hohem Maße kontextabhängig sind. Die Kontextprägung des Wartens betrifft nicht nur die institutionelle Rahmung von Situationen oder Beziehungen, sondern darüber hinaus die gesamte soziale Rhythmik von Gesellschaften und Kulturen. Der amerikanische Zeitforscher Robert Levine hat zu der Frage, wie Kulturen in höchst unterschiedlicher Weise mit Zeit umgehen, eine brillante *Landkarte der Zeit*

vorgelegt. Die Kultur prägt das Zeitgefühl und bestimmt damit auch den vorgegebenen Sinnhorizont des Wartens. In unserer Gesellschaft erscheint Warten meist als eine – vorhersehbare oder überraschende – Unterbrechung, als auferlegte Pause unserer Aktivitäten. Wo das Verweilen eingeplant und nur von kurzer Dauer ist, kann es mitunter durchaus willkommen sein; als unwägbare Verzögerung wird es jedoch sofort als gravierender Einschnitt und Einschränkung der individuellen Autonomie empfunden, als Muss-Zeit, die einem Kann-Zeit raubt. Der Wartende erlebt sie als Nullsummenspiel: unfreie Zeit, die seine Freizeit verringert. Obwohl wir mit der gewonnenen Zeit oft kaum etwas anzufangen wissen, hassen wir es zu warten.

Die Voraussetzung solcher Unrast ist die Grunderwartung einer effizienten Nutzung der Zeit. Es ist die Ökonomie, die die Zeitökonomie hervorbringt. Nur wo Zeit Geld ist, ist Warten teuer. In Ländern mit sogenannter „Gummizeit“, die sich in ihrer Lebensrhythmik stärker an der Ereigniszeit natürlicher Vorgänge oder persönlicher Beziehungen orientieren, hat das Warten einen weitaus weniger prekären Charakter. Hier lässt man der Zeit Zeit. Levine erwähnt das Beispiel des öffentlichen Telefonverkehrs in Nepal, bei dem ein mehrtägiges Warten auf ein Ferngespräch offenbar niemanden aufregt oder belastet. Die Menschen sind freundlich und bleiben es auch. Warten ist für sie keine „verlorene Zeit“, weil die Zeit gar nichts ist, was man verlieren kann.

Im Gegensatz dazu steht das Zeitregime westlicher Gesellschaften unter den Vorgaben der Knappheit und Begrenztheit. Zeit ist eine Ressource, die nicht vergeudet werden darf und eigens „gemanagt“ werden muß. Keine Minute soll ungenutzt bleiben, jede Verspätung ist legitimierungsbedürftig. Mit zunehmender gesellschaftlicher Funktionsteilung erhöht sich der Koordinationsbedarf von Austausch und Verkehr und damit die Bedeutung der „künstlichen“ standardisierten Zeit als soziales und psychisches Orientierungsmittel. Durch Setzen von Fristen und Terminen werden komplexe Organisationsabläufe strukturiert, alternative Verwendungsmöglichkeiten der Zeit ausgesondert und klare Handlungsprioritäten gesetzt. Der Zweck ist zuallererst das Vermeiden des Wartens. Abgelöst von den Zwängen der Organisation lagert sich diese Perspektive in die Selbstwahrnehmung der Individuen ein: Keine Zeit zu haben, ist nun ein Indikator dafür, auf der Höhe der Zeit zu sein. Die Leitvorstellung von Effizienz und Reibungslosigkeit, die Pausen nur als zeitliche Puffer zuläßt, ist über das Funktionieren moderner Organisationen hinaus längst das zentrale Strukturierungsprinzip des Alltags der Mittelschichten und damit zum prägenden Lebensstil unserer Gesellschaft geworden.

Der Text basiert auf einer größeren Abhandlung über „Warten auf Amtsführen“, die im Heft 4/2001 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie erschienen ist.

Rainer Paris

rainer.paris@hs-magdeburg.de

Warten auf ein Sozialgerichts-Verfahren

Am Anfang einer Klage vor dem Sozialgericht Berlin steht oft ein Schicksalsschlag. Eine schwere Krankheit, ein schlimmer Unfall, Existenzangst nach dem plötzlichen Verlust des Arbeitsplatzes. Manchmal schreiben Kläger: „Bitte helfen Sie mir. Ich weiß nicht mehr, wie es weitergehen soll.“ Es erfordert viel Einfühlungsvermögen, aber auch die gebotene professionelle Distanz, um in derartigen Verfahren zu gerechten, zu richtigen Lösungen zu kommen. Doch nicht nur persönliche Schicksale, sondern auch Folgen politischer Entscheidungen und gesellschaftlicher Veränderungen kennzeichnen die Arbeit am Sozialgericht.

Klageschwemme

Auch 2011 erreichten die Klagen das Sozialgericht im 12-Minuten-Takt. Insgesamt sind im vergangenen Jahr 43.832 neue Verfahren eingegangen. Im Monatsdurchschnitt verzeichnet das Sozialgericht Berlin 3.653 Neueingänge. Hartnäckig verfestigt sich damit die Eingangssituation auf dem historischen Höchststand von 2010. Besonders auffallend ist die Entwicklung im Bereich des Schwerbehindertenrechts, wo die Zahl der Klagen innerhalb der letzten fünf Jahre um mehr als 50 % anstieg. Die Anerkennung als schwerbehinderter Mensch vermittelt zum Beispiel einen gesteigerten Kündigungsschutz, steuerliche Vergünstigungen und einen früheren Altersrentenbeginn. Vielleicht wird hierum gerade in Zeiten ökonomischer Verunsicherung besonders heftig gestritten. Möglicherweise sind die erhöhten Klagezahlen auch bereits Ausdruck des demographischen Wandels in unserer Gesellschaft.

70 % der eingehenden Klagen betreffen jedoch Hartz IV. Angelegenheiten der Grundsicherung für Arbeitsuchende (SGB II) und der Sozialhilfe (SGB XII) stellen damit die klassischen Gebiete des Sozialrechts zahlenmäßig weit in den Hintergrund. Noch in diesem Monat wird am Sozialgericht Berlin die 150.000. Hartz IV-Klage eingehen. 150.000 Klagen in sieben Jahren – eine ernüchternde Bilanz. Unzählige Änderungsgesetze und die große Hartz IV-Reform vom Januar letzten Jahres haben nichts geändert: Die Hartz IV-Klageflut trifft uns weiterhin mit voller Wucht.

Ebenso wie der Umstand der Klageschwemme sind auch deren Gründe über die Jahre gleich geblieben. Kein Kläger bläst zum Sturm auf unser Sozialsystem. Kaum einer prozessiert aus Prinzip. Es sind auch nicht die Themen der Politiker, die die Hartz IV-Kläger umtreiben. So gibt es bisher – ohne dass ich die Ursachen hierfür benennen könnte – kaum Streit um das Anfang 2011 eingeführte Bildungspaket. Es sind auch nur wenige Klagen, die mit der angeblichen Verfassungswidrigkeit des Leistungsbetrags begründet werden. Nein, die

Menschen, die das Sozialgericht anrufen, haben konkrete Anliegen aus ihrem Alltag. Wie in den Jahren zuvor streiten sie vor allem um

- die Kosten der Unterkunft,
- die Anrechnung von Einkommen auf Leistungen,
- die Leistungskürzung aufgrund von Sanktionen,
- die Verletzung gesetzlicher Bearbeitungsfristen durch die Jobcenter.

Politischer Reformbedarf

Dass es seit Jahren dieselben Probleme sind, die das Berliner Sozialgericht in Atem halten, hat vor allem einen Grund: Verbesserungsvorschläge aus der Praxis versanden in der Politik.

Ein wesentlicher Schlüssel zur Entlastung der Sozialgerichte liegt bei den Jobcentern. Im Vergleich zur alten Rechtslage hat die Hartz IV-Gesetzgebung die Zahl der zu erteilenden Bescheide nach oben schnellen lassen. Umso wichtiger ist es, dass falsche Bescheide bereits vor Einschaltung des Gerichts korrigiert werden. Gelegenheit hierzu bieten die Widerspruchsverfahren, die jedem Gerichtsprozess zwingend vorgeschaltet sind. Sie haben eine wesentliche Filterfunktion. Effektive Vorverfahren verhindern Gerichtsverfahren. Viele Klagen wären vermeidbar, wenn Betroffene und Behörden bereits während des Widerspruchsverfahrens ein klärendes Gespräch führen würden.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Jobcenter erleben wir als engagiert und kompetent. Das Problem ist jedoch: Sie kommen mit der Arbeit nicht hinterher. Gerichtsverfahren werden verzögert, weil das Jobcenter auch Monate nach Klageerhebung noch keine Stellungnahme abgeben kann. Allzu oft bekomme ich von Jobcentern die Antwort: „Aufgrund von Personalmangel kommt es derzeit zu Verzögerungen.“ Monat für Monat erreichen das Gericht Dutzende Untätigkeitsklagen. Bürger, oftmals vertreten durch Rechtsanwälte, wenden sich an das Gericht, weil die Jobcenter zwingende Bearbeitungsfristen nicht beachten. Statt Rechtsfragen zu lösen, wird das Gericht zum Mahnbüro. Die Überforderung der Jobcenter führt zur Überlastung der Gerichte. Die Zeche zahlt der Steuerbürger. Das ärgert mich.

Vor einem Jahr habe ich angeregt, die im Jahr 2006 durch Bundesgesetz abgeschafften Gerichtsgebühren für Jobcenter wieder einzuführen. Gäbe es diese Gebührenpflicht noch, hätten die Jobcenter im vergangenen Jahr 2,4 Millionen Euro zahlen müssen – sicherlich ein starkes Argument für die Förderung der außergerichtlichen Streitbeilegung. Doch noch immer muss sich gerade die Behörde mit den höchsten Klagezahlen nicht an den Kosten beteiligen.

Ein weiteres Beispiel für politischen Reformbedarf ist der Streit um die Angemessenheit der Unterkunftskosten von Leistungsberechtigten. Ein Dauerbrenner – nach wie vor betreffen die meisten Gerichtsverfahren diesen Themenkomplex. Das ist nicht verwunderlich: Seit Einführung von Hartz IV entscheiden die Berliner Jobcenter über Unterkunftskosten anhand einer Tabelle, die das Bundessozialgericht bereits vor über einem Jahr für rechtswidrig erklärt hat. Von der gesetzlichen Möglichkeit, Richtwerte für die Unterkunftskosten per Verordnung festzulegen, hat die Berliner Politik bisher keinen Gebrauch gemacht. Meine Bitte an den neuen Senat: Schaffen Sie endlich transparente, sozial ausgewogene und praxistaugliche Mietgrenzwerte! Es ist höchste Zeit! Übrigens gibt es schon ein Berechnungsmodell, das die Anforderungen erfüllt (vgl. BSG). Entwickelt worden ist es von Richterinnen und Richtern des Sozialgerichts Berlin.

Schließlich könnte auch der Bundesgesetzgeber nachbessern. Ein Beispiel: Bis 2007 orientierte sich das Jobcenter bei der Anrechnung von Einkommen aus selbständiger Tätigkeit am jeweiligen Steuerbescheid. Eine pragmatische Lösung. Seit Anfang 2008 müssen sich Finanzamt und Jobcenter getrennt durch Bilanzen und Bücher kämpfen, um zu ermitteln, wie viel ein Selbständiger verdient hat. Das bindet Kräfte, ist fehleranfällig und verursacht Streit.

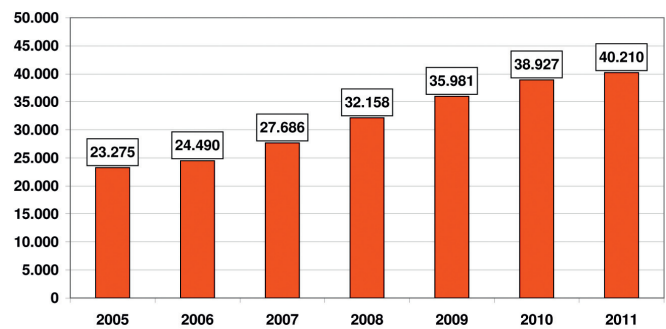
Angesichts dieser Umstände ist die seit Jahren hohe Erfolgsquote der Hartz IV-Verfahren wenig überraschend. 2011 waren über die Hälfte der Hartz IV-Klagen, nämlich 54 %, zumindest teilweise berechtigt. In anderen Rechtsgebieten beträgt die Erfolgsquote nur ein gutes Drittel.

Aktenberg der unerledigten Verfahren

Nicht nur Eingänge auf Rekordniveau machen uns zu schaffen. Auch das Anwachsen der Bestände erfüllt mich mit Sorge. Erstmals seit Bestehen des Sozialgerichts gab es 2011 über 40.000 offene Verfahren. 40.000 Aktenordner, die von den Geschäftsstellen eingeräumt, vorgelegt, weggeräumt werden müssen. 40.000 Fälle, in denen Menschen auf eine Entscheidung warten. Berge in Berlin sind in der Regel harmlose Hügel. Der Humboldthain, der Kreuzberg: Erholungsgebiete und Spielwiesen. Der Aktenberg am Sozialgericht Berlin – das ist der Harzer Brocken. Ein gewaltiges Felsmassiv. Eine Herausforderung. Meine Damen und Herren, die Belegschaft des Sozialgerichts Berlin ist schwindelfrei. Doch der Berg unerledigter Klagen bringt uns an die Grenze der Belastbarkeit. 40.000 offene Verfahren sind das Jahrespensum von über 100 Richtern. Das Gericht müsste ein Jahr schließen, um diesen Berg abzuarbeiten.

Das Warten auf einen Gerichtstermin zerrt an den Nerven. Die Klägerinnen und Kläger brauchen eine zeitnahe Entscheidung ihrer Probleme. Doch die schnellstmögliche Bearbeitung von Verfahren ist nicht nur ein Kernpunkt unseres richterlichen

Aktenberg der unerledigten Verfahren beim Sozialgericht Berlin



Selbstverständnisses. Die Kläger haben hierauf seit dem 3. Dezember 2011 auch einen gesetzlichen Anspruch. Das an diesem Tage in Kraft getretene „Gesetz über den Rechtsschutz bei überlangen Gerichtsverfahren und strafrechtlichen Ermittlungsverfahren“ gibt ihnen das Recht, bei unangemessen langer Verfahrensdauer eine Verzögerungsrüge zu erheben. Unter gewissen Umständen können sie vom Land Berlin sogar eine Entschädigung verlangen.

Umso wichtiger ist es, dass das Sozialgericht Berlin weiterhin die Unterstützung erhält, die es braucht, um seine Werte bei den Erledigungszahlen und den durchschnittlichen Verfahrensdauern nicht nur zu halten, sondern möglichst zu verbessern. 2010 wurde ein Rechtsstreit am Sozialgericht Berlin im Durchschnitt nach rund 12 Monaten abgeschlossen. Hartz IV-Verfahren dauern durchschnittlich nicht einmal 10 Monate. Mit diesen Zahlen belegen wir seit Jahren bundesweite Spitzenplätze. Ganz besondere Aufmerksamkeit geben wir Verfahren, in denen es um die Abwendung einer akuten Notlage geht: Eilverfahren werden am Sozialgericht Berlin durchschnittlich innerhalb eines Monats erledigt. Die Berliner Sozialrichterinnen und -richter bringen überdurchschnittlich viele Fälle zum Abschluss: Pro Jahr bewältigt ein Hartz IV-Richter am Sozialgericht Berlin 445 Verfahren. Vier von fünf Fällen erledigen sich dabei ohne Richterspruch. Das Erfolgsmodell heißt: Schlichten statt richten. Die Prozessbeteiligten finden einen Kompromiss. Die Kläger nehmen die Klage zurück. Die Behörde erkennt den Anspruch an. Die hohe Zahl unstrittiger Erledigungen belegt: Die Entscheidungsvorschläge der Richter überzeugen. Die Bürger vertrauen dem Sozialgericht. Das freut mich. Doch zugleich frage ich mich eben auch, ob sich nicht manch ein Prozess hätte vermeiden lassen.

Der Grund für diese guten Ergebnisse ist das Personal. Aufgrund der Einführung von Hartz IV musste die Zahl der Richter weit mehr als verdoppelt werden. 2005 gab es am Sozialgericht Berlin 55 Richterstellen, inzwischen sind es 127. Davon beschäftigen sich 72 ausschließlich mit Hartz IV. Doch trotz der massiven Verstärkung liegen die Personalkennzahlen immer noch um 15 % unter den Werten des bundesweit einheitlichen Personalschlüssels. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – und ich beziehe hier ausdrücklich auch das

nichtrichterliche Personal mit ein – stellen sich jeden Tag von neuem mit höchstem Einsatz den Anforderungen ihres Berufs. Erfreulich ist dabei die hohe Bereitschaft, neue Wege zu beschreiten. Beispielhaft nenne ich die Einführung der Mediation am Sozialgericht. Richterinnen und Richter haben zusätzliche Fortbildungen auf sich genommen, um diese Form der konstruktiven Streitbeilegung zu erlernen. Seit 2011 bieten sie nun in ausgewählten Verfahren ihre Unterstützung an, damit Prozessparteien ihre Konflikte im gemeinsamen Gespräch umfassend und dauerhaft lösen können.

Sozialrechtliche Themen stehen seit Jahren ganz oben auf der politischen Tagesordnung, ob es um die Rente mit 67 geht, die Pflegeversicherung oder eben um Unterstützung für Arbeitssuchende und Hilfebedürftige. Eine unabhängige, leistungsstarke Sozialgerichtsbarkeit ist in Zeiten einschneidender Veränderungen in unserem Sozialsystem wichtiger denn je.

Sabine Schudoma

Präsidentin des Sozialgerichts Berlin

Leicht gekürzte Ansprache anlässlich der Jahrespressekonferenz am 11. 1. 2012. Wir danken für die Nachdruckerlaubnis.

Warten auf einen Kita-Platz – Betreuungsgeld als Alternative?

Zwischen Zeit, Geld und Infrastruktur, der „Trias“ der bundesdeutschen Familienpolitik, besteht eine komplexe Beziehung, die sich gegenwärtig auch am Ausbau des Betreuungsangebots für unter 3-Jährige und der Debatte um die Einführung des Betreuungsgeldes zeigt. War die deutsche Familienpolitik lange Zeit dadurch charakterisiert, dass sie Förderung vor allem über Geldleistungen organisierte, schien mit dem jüngsten Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung eine Kehrtwende vollzogen zu sein. Mit dem Fokus auf Infrastrukturleistungen schärften sich die Konturen einer Familienpolitik, die sich an den Lebensentwürfen junger Paare orientierte, doppelte Erwerbstätigkeit erleichtern sollte und zugleich die frühkindliche Bildung und Förderung von Kindern als öffentliche Aufgabe in den Vordergrund rückte.

Der vorgenommenen Neujustierung von familienpolitischen Maßnahmen rund um die Familiengründung liegt auch ein zeitlich neues Muster zugrunde: Während die ersten zwölf bzw. vierzehn Lebensmonate des Kindes als elterliche Fürsorgezeit gerahmt und durch das Elterngeld staatlich alimentiert werden, soll durch den Betreuungsausbau gewährleistet werden, dass im Anschluss an die Elternzeit Eltern, die dies wünschen, in den Beruf zurückkehren können und für ihre Kinder verlässlich ein Betreuungsplatz bereitsteht. Bereits seit 2005 ist geregelt, dass erwerbstätige Eltern, Eltern in Ausbildung und Eltern, die an einer Arbeitsmarktmaßnahme teilnehmen, Anspruch auf einen Betreuungsplatz haben. Ab August 2013 wird es eine Betreuungsgarantie ab dem vollendeten ersten Lebensjahr für alle Kinder, unabhängig vom elterlichen Status, geben. Vorbei also die Zeiten einer aufgeschobenen Rückkehr in den Beruf? Vorbei die Zeiten komplizierter Arrangements im Familien- und Freundeskreis, um die Arbeits-

zeiten abzudecken, wo öffentliche Angebote fehlen? Wird für Eltern demnächst planbar, was bis heute einem „Lotteriespiel“ gleichkommt, nämlich die Frage, ob sie einen Kita-Platz bekommen – und wenn ja, wann? Und wie schließlich ist in diesem Kontext die soeben beschlossene Einführung eines Betreuungsgeldes zu bewerten?

Die derzeitige Situation ist für viele Eltern unbefriedigend. Der gegenwärtige Ausbau der Kindertagesbetreuung für unter 3-Jährige ist medial begleitet von einer Fülle von Beiträgen, die die Schwierigkeiten und Probleme von Eltern aufzeigen, die sich um einen Betreuungsplatz für ihr Kind bemühen. Zeit wird hier für die Eltern erfahrbar nicht als chronologisch aufeinander abgestimmtes Ineinandergreifen von privat-familialer Betreuung und öffentlicher Betreuung, sondern als Zeit der Friktionen, Ungleichzeitigkeit, Unplanbarkeit und des Wartens. Von der Odyssee der Eltern von einer Kita zur nächsten über endlose Wartelisten und Bewerbungsgespräche bis hin zu „Anmeldeprämien“, die besonders findige private Anbieter für die Reservierung eines Betreuungsplatzes verlangen, reichen die Erfahrungen. Sie sind Ausdruck von zwei simplen Fakten: Erstens übersteigt die Nachfrage von Eltern das bis heute vorhandene Angebot an Betreuungsplätzen bei weitem. 25,4 % betreuter Kinder in dieser Altersgruppe weist der unlängst erschienene KiFöG-Bericht für das Jahr 2011 aus; der Bedarf der Eltern wird im Bundesdurchschnitt hingegen mit 39 % angenommen. Viele Großstädte gehen davon aus, dass der lokale Bedarf allerdings eher bei 50 % liegen dürfte. Zweitens illustrieren sie: Eltern nehmen vieles auf sich, um einen der knappen Plätze zu ergattern, da sie in vielen Fällen schlicht darauf angewiesen sind, wenn sie in den Beruf zurückkehren wollen oder müssen.

Wie lange müssen wie viele und welche Eltern warten?

Im AID:A-Survey des Deutschen Jugendinstituts wurden Eltern, die aktuell für ein Kind unter drei Jahren eine Tageseinrichtung nutzen, gefragt, wie schwierig es für sie war, einen Platz in einer Kindertageseinrichtung zu bekommen. Während dies einer Hälfte der Eltern ohne größere Probleme gelang, gibt die andere Hälfte an, dass es für sie schwierig (27 %) oder sehr schwierig (24 %) war, einen Platz zu bekommen. Bei diesen Aussagen ist zu berücksichtigen, dass diejenigen, die hier gefragt wurden, zu den „Erfolgreichen“ zählen, denen es letztlich gelungen ist, einen Platz zu erhalten.

Worin genau die Schwierigkeiten lagen und zu den Wartezeiten wurden die Eltern nicht näher befragt. Hier ist ein Blick in die zahlreichen Elternforen aufschlussreich, die im Internet existieren. Das Thema Wartezeiten erweist sich im Spiegel dieser Foren als wiederkehrendes und für viele Eltern offenbar besonders emotionales Thema, da es sowohl Fragen der individuellen Lebensplanung als auch Gerechtigkeitsfragen berührt. Demnach markieren Wartezeiten zwischen zwei Monaten und zwei Jahren die Spannbreite der elterlichen Erfahrungen. Deutlich wird, dass die Wartezeiten

- lokal sehr stark variieren je nach örtlicher Balance von Angebot und Nachfrage;
- vom Alter der Kinder abhängen. Manche Eltern berichten auch von Wartezeiten, wenn ihr Kind schon drei Jahre alt ist und damit einen Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz hat;
- jahreszeitlich variieren, da viele Plätze mit Beginn eines Schuljahres vergeben werden.

Darüber hinaus spielen die derzeit bestehenden rechtlichen Zugangsregelungen eine Rolle: Anzunehmen ist, dass dort, wo die Plätze nicht reichen, diese vorrangig nach Maßgabe der im SGB VIII festgelegten Kriterien (Erwerbstätigkeit, Ausbildung, Eingliederungsmaßnahme) vergeben werden. Ebenso sind auf Seiten der Träger und Einrichtungen explizite und implizite Auswahlkriterien wirksam, z. B. Priorität für Geschwisterkinder, aber auch Milieunähe u. a. m. Aus betriebswirtschaftlichen Motiven bevorzugen Einrichtungen zudem oftmals Eltern, die einen Ganztagsplatz nachfragen. Nicht zuletzt dürften auch die Suchstrategien der Eltern selbst und die Kompetenzen und Ressourcen, die ihnen dafür zur Verfügung stehen, die Länge der Wartezeit beeinflussen. So lässt sich plausibel vermuten, dass gut informierte und strategisch planende Eltern die effektiveren Wege finden, sich einen Betreuungsplatz zu sichern. Das Zusammenspiel dieser Faktoren führt dazu, dass der Zugang von Eltern zu Kindertagesbetreuung bisher sozial hoch selektiv ist: So nehmen heute vor allem erwerbstätige Eltern mit hohen sozialen, finanziellen und Bildungsressourcen einen Betreuungsplatz vor dem dritten Geburtstag des Kindes in Anspruch (z. B. Krapf/Kreyenfeld 2010; Alt/Berngruber/Riedel 2012).

Wie behelfen sich Eltern in der Wartezeit?

Gleichzeitig haben diese Eltern auch eher die Möglichkeit, sich zu behelfen, wenn sie Wartezeiten auf einen Kita-Platz überbrücken müssen. Aus Studien wissen wir, dass vor allem finanzstarke Eltern auf unterschiedliche familiäre und informelle Betreuungsressourcen zurückgreifen können (Alt 2006). Besonders die Großeltern haben nach wie vor eine wichtige Betreuungsfunktion und kommen häufig in den Fällen zum Einsatz, in denen sich die Eltern auf keine öffentliche Betreuung stützen können. In quantitativ deutlich geringerem Ausmaß dehnen sich die Betreuungsnetze auch auf nachbarschaftliche Hilfen, weitere Angehörige oder Freunde aus, bis hin zu bezahlten privaten Lösungen wie Kinderfrauen, Babysittern oder Au-pairs.

Für viele Eltern dürfte die Aktivierung ihres informellen Netzwerkes somit auch eine Überbrückungsstrategie darstellen – mit hohen Folge- und Nebenkosten, da mit wachsender Komplexität solcher Netze auch der Organisationsaufwand und die Störanfälligkeit der Arrangements zunehmen. Hinzu kommen möglicherweise erwartete Gegenleistungen oder Gratifikationen materieller und immaterieller Art. Erschwerend ist, dass in Zeiten hoher Mobilität nicht alle Eltern Familien vor Ort haben oder in der Nachbarschaft oder einem Freundeskreis verwurzelt sind. Hier lassen sich auch neue interessante Selbsthilfeformen entdecken. So existieren mittlerweile Vermittlungsdienste im Netz, die junge Eltern zu „sitter teams“ zusammenbringen, in denen die Betreuung der Kinder zwischen den Beteiligten aufgeteilt wird nach dem Muster: „heute ich, morgen du“.

Wartezeiten bei U3 oder Betreuungsgeld sofort?

Unterm Strich sind die Signale der Politik in dieser Situation widersprüchlich: Das Elterngeldgesetz, das Versprechen des U3-Ausbaus (Ausbau der Kindergartenplätze für Kinder bis zum dritten Lebensjahr) und die anhaltenden Rufe nach Frauen in der Wirtschaft lassen viele Eltern an eine baldige Rückkehr in den Beruf glauben. Gleichzeitig lässt sich das Versprechen der Politik, ausreichend Kita-Plätze für unter 3-Jährige zur Verfügung zu stellen, zumindest kurzfristig nicht erfüllen. Vor diesem Hintergrund kann man sich die Frage stellen, ob das Betreuungsgeld für die Politik eine kostengünstige Alternative zum nur langsam vorangehenden U3-Ausbau darstellt. So sagt Klaus Zeh (CDU), Mitglied des thüringischen Landtages und früherer Sozialminister: „Wenn wir in Thüringen einen Krippenplatz mit bis zu 800 Euro staatlicher Mittel fördern, dann sind 150 Euro für familiäre Betreuung sicher nicht unangemessen“ (zwd 2011, S. 7). Das Betreuungsgeld könnte also von Seiten der Politik auch genutzt werden, um Eltern, die für ihr Kind keinen Betreuungsplatz erhalten können, eine Alternative anzubieten. So würde der Druck auf die

Gemeinden, den Kita-Ausbau schneller voranzutreiben, abgemildert und die Anzahl der wartenden Eltern verringert werden. Das Zeitproblem von Eltern, die dringend einen Betreuungsplatz bräuchten, um ihre Rückkehr in den Beruf vorzubereiten, oder derjenigen, die schlicht ihren Anspruch auf Betreuung realisieren möchten, wird dadurch jedoch nicht gelöst. Im Gegenteil: Durch die Einführung des Betreuungsgeldes würde sich der Druck auf die Politik verringern und würden somit die Wartezeiten noch erhöht werden.

Bietet das Betreuungsgeld eine Alternative für wartende Eltern?

Das Betreuungsgeld soll ab Januar 2013 eingeführt werden. Eltern werden dann zunächst 100,- € pro Monat und ab 2014 monatlich 150,- € erhalten, wenn sie ihr Kind entweder selbst in der Familie betreuen oder eine private Betreuung durch Andere organisieren. Das Betreuungsgeld soll die Erziehungsleistung derjenigen Eltern stärker anerkennen, die ihre Kinder noch nicht mit zwölf oder vierzehn Monaten in einer Kinderkrippe betreuen lassen. Dabei ist zu fragen, ob Eltern, die gemeinsam mit ihren Kindern frühstücken, mit ihnen das Mittagessen zubereiten und am Nachmittag spielen, die sie trösten und mit einer Gute-Nacht-Geschichte ins Bett bringen, die aber gleichzeitig ihre Kinder für einige Stunden am Tag mit anderen Kindern in einer Kindertageseinrichtung zusammen spielen lassen, keine aner kennenswerte Erziehungsleistung erbringen? Des Weiteren soll das Betreuungsgeld zur Stärkung der Eltern-Kind-Bindung beitragen. Doch warum fördert eine Geldleistung die Eltern-Kind-Bindung? Vor allem wenn die Kinder zwar privat organisiert betreut werden, dies aber nicht von den eigenen Eltern, ist es fraglich, ob das Betreuungsgeld das geeignete Instrument zur Förderung der Bindung zum Kind darstellt. Eine gute Eltern-Kind-Bindung entsteht zudem nicht nur über die gemeinsam verbrachte Zeit, die Qualität dieser gemeinsamen Zeit ist entscheidend.

Vor diesem Hintergrund kann man sich die Frage stellen, ob das Betreuungsgeld für die Politik eine kostengünstige Alternative

zum nur langsam vorangehenden U3-Ausbau darstellt. Vorsicht ist nicht zuletzt angesichts internationaler Erfahrungen angebracht: So zeigen etwa Erfahrungen aus Finnland, dass sich vor allem Mütter mit niedrigerem Bildungsstatus durch ein Betreuungsgeld ermuntert fühlen, längere Familienzeiten in Anspruch zu nehmen (Matthies/Kuronen 2012). Dadurch wird nicht nur die Rückkehr in den Beruf erschwert, sondern es erhöht sich auch das Armutsrisiko. Auch in Deutschland sind 100,- oder 150,- € im Monat kein Ersatz für ein monatliches Einkommen, für die damit verbundenen Rentenansprüche und für anderes, das die Entscheidung, nach der Elternzeit wieder in den Beruf zurück zu kehren, beeinflussen kann.

Politisch muss die Priorität darauf liegen, das bestehende Defizit an Betreuungsangeboten zu verringern. Wahlfreiheit kann nur zusammen mit dem konsequenten weiteren U3-Ausbau gedacht werden, der für Eltern im Anschluss an die Elternzeit Sicherheit, Planbarkeit und Kontinuität der Betreuung gewährleistet. Beides bedingt sich gegenseitig.

Birgit Riedel, Anke Mrozowski

Riedel@dji.de

mrozowski@dji.de

Alt, Ch. (2006): Private Betreuungsverhältnisse. Familien und ihre Helfer. In: Bien, W., Rauschenbach, Th., Riedel, B. (Hrsg.): Wer betreut Deutschlands Kinder? Weinheim und Basel, S. 159-172.

Alt, Ch., Berngruber, A., Riedel, B. (2012): Kinderbetreuung – Auf einem guten Weg zu Bildungsgerechtigkeit und Vereinbarkeit? In: Rauschenbach, Th., Bien, W. (Hrsg.): Aufwachsen in Deutschland. AID:A – Der neue Survey. Weinheim und Basel, S. 86-99.

Krapf, S., Kreyenfeld, M. (2010): Nur eine Alternative für hoch qualifizierte Frauen? Kleinkinderbetreuung in Deutschland: erhebliche Unterschiede zwischen Ost und West. Demografische Forschung: Aus Erster Hand, Heft 4, S. 3.

Matthies, A.-L., Kuronen, M. (2012): Herausforderungen der finnischen familienpolitischen Infrastruktur in neuen Lebensverläufen. In: Soziale Welt, Sonderband 19, S. 83-98.

ZWD (2011): Bundestagsanhörung. Betreuungsgeld – Argumente der Sachverständigen. In: zwd Frauen. Gesellschaft und Politik, Nr. 292, S. 7.

www.zeitpolitik.de – Die Webseite der DGfZP

Schauen Sie doch mal herein!

Sie finden dort unter anderem:

die Termine der nächsten Veranstaltungen,

Informationen über die bisherigen Jahrestagungen,

alle Ausgaben des Zeitpolitischen Magazins,

Texte zur Zeitpolitik zum Download,

eine Liste zeitpolitisch relevanter Veröffentlichungen der DGfZP-Mitglieder

und das Zeitpolitische Prisma.

Warten auf einen Arzttermin

Die Länge der Wartezeit auf einen Termin im ambulanten und stationären Bereich wird in den meisten Ländern als wichtiger Qualitätsindikator für den Zugang zur medizinischen Versorgung angesehen und steht daher oftmals im Fokus der Gesundheitspolitik.

Internationale Untersuchungen haben gezeigt, dass Bildungsstand, Einkommen und Wohnort des Patienten die Wartezeit auf eine Operation sowie auf einen ambulanten Behandlungstermin beeinflussen. In Deutschland ist die Frage nach dem Einfluss des Versichertenstatus des Patienten auf die Wartezeiten in der ambulanten medizinischen Versorgung gesundheitspolitisch besonders bedeutsam, weil mit dem Versicherungsstatus eine unterschiedliche Vergütung der Ärzte einhergeht und Ärzte bei knappen Ressourcen Prioritäten setzen. Im Folgenden werden Ergebnisse einer Studie über den Einfluss von Versichertenstatus und Einkommen auf die Wartezeit im ambulanten Sektor berichtet, die die Autoren am Hamburg Center for Health Economics der Universität Hamburg durchgeführt haben.

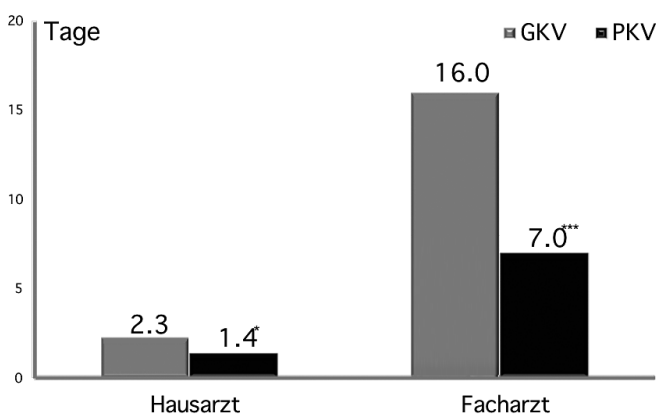
Für die Analyse der Wartezeiten auf einen Termin beim Hausarzt und in der Hausarztpraxis lagen uns Daten von mehr als 5000 Befragten vor, für die der Wartezeit auf einen Termin beim Facharzt und in der Facharztpraxis nur geringfügig weniger. Die Daten wurden im Rahmen des Bertelsmann Gesundheitmonitors erhoben. Sie stammen aus fünf Querschnittsbefragungen aus den Jahren 2007 bis 2009.

Warten auf einen Termin

Insgesamt warteten Patienten durchschnittlich 15,6 Tage auf einen Termin beim Facharzt und 2,8 Tage auf einen Termin beim Hausarzt.

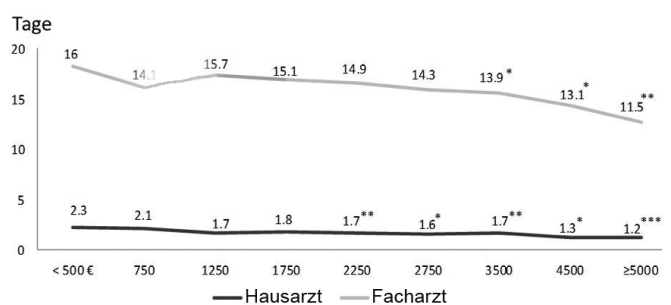
Die Wartezeiten waren jedoch je nach Versicherungsstatus der Patienten unterschiedlich lang. Wie Abbildung 1 zeigt, waren die Unterschiede der Wartezeiten zwischen gesetzlich und privat Versicherten in der fachärztlichen Versorgung sehr erheblich, während sie in der hausärztlichen Versorgung gering waren.

Abbildung 1: Wartezeit auf einen Termin in Tagen



Versichertenstatus und Haushaltseinkommen sind nicht unabhängig voneinander; für den Zugang zu privater Krankenversicherung bestehen Einkommensgrenzen. Diese Abhängigkeit spiegelt sich in der Verteilung der Wartezeiten auf einen Arzttermin nach dem Haushaltseinkommen, wie in Abbildung 2 deutlich wird.

Abbildung 2: Wartezeit auf einen Termin in Abhängigkeit vom monatlichen Haushaltseinkommen



Die Ungleichheiten haben offensichtlich ökonomische Gründe. Gesetzliche (GKV) und private Krankenversicherungen (PKV) rechnen Leistungen nach unterschiedlichen Vergütungssystemen ab. Für eine medizinisch identische Leistung erhält ein behandelnder Arzt bei einem privat versicherten Patienten im Durchschnitt eine rund 2,28-fach höhere Vergütung als bei einem gesetzlich versicherten Patienten (Walendzik et al. 2008). Dieser Unterschied führt seit längerem zu gesundheitspolitischen Diskussionen. Zeitliche Bevorzugung beim Erhalt eines Arzttermins und auch – in abgeschwächter Form – beim Warten in Haus- und Facharztpraxen (s. unten), könnten zudem davon beeinflusst sein, dass besser verdienende Patienten durchaus empfänglicher für privat zu zahlende Zusatzleistungen („IGeL“-Leistungen) sind, ihre Behandlung für den Arzt also ökonomisch attraktiver ist.

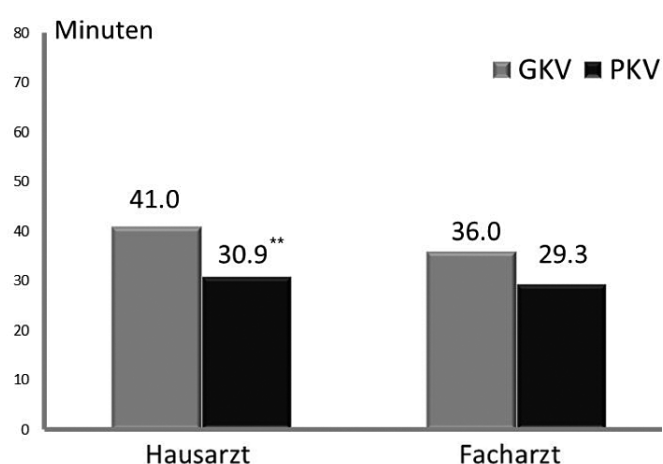
Warten in der Arztpraxis

Während die Unterschiede der Wartezeiten auf einen Termin bei Fachärzten und Hausärzten sehr erheblich waren, unterschieden sich die Wartezeiten in den Wartezimmern beider Praxistypen nur wenig: Beim Hausarzt dauerte das Warten insgesamt durchschnittlich 31,5 Minuten und im Wartezimmer des Facharztes 37,5 Minuten. Hier ist der Unterschied der Praxistypen unter anderem darauf zurückzuführen, dass Hausärzte auf Grund eines hohen Anteils an Patienten, die ohne Termin kommen, die Auslastung ihrer Sprechstunde schwieriger im Voraus planen können. 49 % der Patienten suchen ihren Hausarzt ohne vorherige Terminvereinbarung auf,

während zu Fachärzten lediglich 29 % ohne Termin in die Sprechstunde kommen (Bundesverband der Betriebskrankenkassen, 2008). Zum Facharzt werden Patienten oft überwiesen und erhalten dann einen Termin.

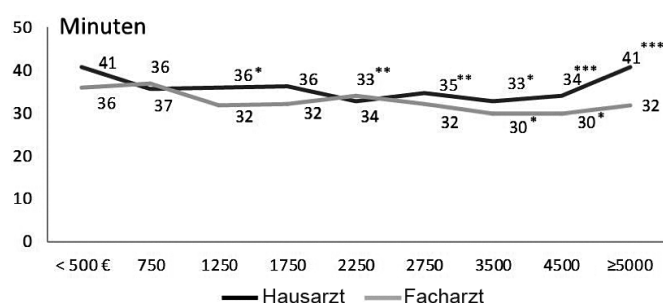
Die privat versicherten Patienten waren auch im Wartezimmer im Vorteil, wenn auch in viel geringerem Maße als bei der Terminvergabe. In Hausarztpraxen kamen Privatpatienten 10,1 Minuten früher und in Facharztpraxen 6,7 Minuten früher „dran“ als gesetzlich versicherte Patienten (siehe Abbildung 2). Das könnte damit zusammen hängen, dass Fachärzte die Behandlungsdauer in der Praxis besser terminieren können, da sie mit den Überweisungen bereits einige Informationen über die Erkrankung des Patienten erhalten haben.

Abbildung 3: Wartezeit in der Praxis in Minuten



Dem im Vergleich zur Terminvergabe geringen zeitlichen Vorteil der Privatpatienten beim Warten in der Praxis entspricht der geringe Vorteil, den ein höheres Haushaltseinkommen bringt, wie Abbildung 4 zeigt.

Abbildung 4: Wartezeit in der Arztpraxis in Abhängigkeit vom monatlichen Haushaltseinkommen



Wartezeiten und die Qualität der medizinischen Versorgung

In Deutschland existieren bisher keine belastbaren Studien, die auf Unterschiede in der medizinischen Versorgung und auf Unterschiede in den Behandlungsergebnissen, also dem Gesundheitszustand nach der Behandlung, nach dem Versichertenstatus der Patienten hinweisen würden.

Betrachtet man die hier vorgestellten Ergebnisse im internationalen Vergleich, so wird schnell sichtbar, dass die Wartezeiten auf einen Termin beim Haus- oder Facharzt in Deutschland relativ gering sind. In anderen europäischen Ländern wird die Wartezeit auf einen Termin nicht in Tagen, sondern in Wochen oder sogar in Monaten gezählt. Nach einer Untersuchung von Siciliani und Verzulli (2009) wartete man auf einen Facharzttermin in Schweden rund 10 Wochen, in Dänemark und Spanien 5 Wochen und in den Niederlanden 3,5 Wochen. Auch international gibt es bisher keine wissenschaftliche Evidenz für einen negativen Einfluss auf die Behandlungsqualität und für gesundheitliche Nachteile, wenn Patienten durchschnittlich einige Tage länger auf Termine warten.

Wenn Privatpatienten in Deutschland durchschnittlich weniger lange auf ärztliche Behandlung warten müssen als gesetzlich versicherte Patienten, ist also davon auszugehen, dass es sich eher um einen Komfortfaktor handelt und die Qualität der Behandlung nicht beeinträchtigt wird.

Wie können Wartezeiten reduziert werden?

Es erscheint naheliegend, dass ein effektives praxisübergreifendes System zum Wartezeitenmanagement sowohl die Wartezeit für die Patienten verkürzen als auch Effizienzreserven für den Praxisbetrieb mobilisieren kann. In diesem Kontext sind Online-Plattformen zu erwähnen, über die Patienten selbst freie Arzttermine buchen. Erste Modelle werden bereits erfolgreich in Großbritannien, Kanada und den USA eingesetzt (Cameron et al., 2010; Murray und Berwick, 2003). Solche Modelle könnten auch in Deutschland zum Einsatz kommen. Freilich dürften auf diese Weise nicht neue Ungleichheiten zwischen Patienten geschaffen werden, nämlich Ungleichheiten zwischen Internetnutzern und anderen Patienten.

Kathrin Roll, Tom Stargardt, Jonas Schreyögg
Kathrin.Roll@wiso.uni-hamburg.de

Eine ausführliche Darstellung der Methoden und Ergebnisse der Untersuchung findet sich in Roll, K., Stargardt, T., Schreyögg, J. (2012): Effect of type of insurance and income on waiting time for outpatient care. The Geneva Papers on Risk and Insurance-Issues and Practice, (epub ahead of print).

Asplin, B. R. et al. (2005): Insurance status and access to urgent ambulatory care follow-up appointments. JAMA: the journal of the American Medical Association, 294, 1248.

Cameron, S., Sadler, L., Lawson, B. (2010): Adoption of open-access scheduling in an academic family practice. Canadian Family Physician, 56, 906.

Murray, M., Berwick, D. (2003): Advanced access: reducing waiting and delays in primary care. Journal of the American Medical Association, 289, 1035.

Siciliani, L., Verzulli R. (2009): Waiting times and socioeconomic status among elderly Europeans: evidence from SHARE. Health Economics, 18, 1295-1306.

Walrendzik, A. et al. (2008): Vergütungsunterschiede im ärztlichen Bereich zwischen PKV und GKV auf Basis des standardisierten Leistungsniveaus der GKV und Modelle der Vergütungsangleichung. Discussion Paper: Fachbereich Wirtschaftswissenschaften, Universität Duisburg-Essen.

Literatur zum Thema

- Karlheinz A. Geißler (2010): **„Please hold the Line!“ - das Warten.**
In: Ders.: Lob der Pause. Warum unproduktive Zeiten ein Gewinn sind. München: ökom., S. 70-83.
- Robert Levine (1999): Kapitel Fünf: **Zeit und Macht. Die Regeln des Wartespiels.**
In: Ders.: Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen. München und Zürich: Piper, S. 145-174.
- Rainer Paris (2001): **Warten auf Amtsführen.** In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4/2001.
- Barry Schwartz (1975): **Queuing and Waiting. Studies in the Social Organization of Access and Delay.**
Chicago and London: University of Chicago Press.



Heinz Schilling (Hrsg.)

Welche Farbe hat die Zeit?

Recherchen zu einer Anthropologie
des Wartens

*Warum wir im Informationszeitalter
gezwungen sind zu tun, was wir nicht
wollen, und wie wir die Kontrolle über
unser Denken zurückgewinnen*

2002

Frankfurt am Main: Institut für Kultur-
anthropologie und Europäische Ethno-
logie. 398 Seiten

Rezension: Die Texte dieses Buches
sind das Ergebnis eines Studienprojek-

tes, dass sich dem Thema *Warten* auf der Ebene des alltagskulturellen Handelns widmet. Die Autoren möchten einen empirischen Beitrag zu einer Anthropologie des Wartens leisten. Einzelne Studien dienen als Grundlage für aktuelle Diskurse über Zeit im Alltag – und das durchaus auch in zeitpolitisch interessanter Hinsicht. Mit unterschiedlichen Recherchemethoden, wie Befragungen in Alltagssituationen, lebensgeschichtlichen Interviews, Beobachtungen an verschiedenen Warte-Orten oder durch eigene Warte-Erfahrungen nähern sich die Autoren dem Thema.

Im Vordergrund der einzelnen Untersuchungen steht das Wie des Wartens. Wartezeiten werden durch den Einzelnen unterschiedlich erlebt – als geschenkte oder gestohlene Zeit, als Zwang oder Schicksal – und auch aktiv gestaltet. Das Objekt und Ziel des Wartens, die Wartemotivation, die situative

Gestimmtheit oder biografische Warteerfahrungen spielen eine Rolle, wenn Wartezeiten wahrgenommen und gestaltet werden. Warten kann sich etwa als kurzzeitiges Alltagswarten, als willkommene Stresspause, als lebensbegleitendes Warten oder als existenzbestimmendes Warten zeigen. Thematisiert werden verschiedene Typen von Wartesituationen, die sich in Dauer und Lebensrelevanz und auch manchmal zwischen Frauen und Männern unterscheiden. Das sind etwa Wartepausen zwischen Einchecken und Abflug, im Waschsalon, Warten auf Bahnhöfen, Geduld und Erwartung in der Zeit einer Schwangerschaft, Ausharren und Überstehen beim Warten Arbeitsloser auf einen neuen Job, Warten der Migrantinnen auf Auswanderungs- und Aufnahmepapiere, Warten auf den Einsatz von Feuerwehr und Polizei oder das Warten des Anglers auf den großen Fisch.

Elke Großer

Kunst und Zeit

Warten! Kunststück!

Einige Aktionen des chinesischen Künstlers Pak Shueng-chuen bestehen hauptsächlich aus Warten. So stellt er sich z. B. abends vor ein Wohngebäude und wartet, bis alle Lichter ausgehen (natürlich mit detaillierter Foto-Dokumentation). In *Waiting for a Friend (Without Appointment)* begibt er sich, ohne vorherige Planung, an eine U-Bahn-Station oder in die Ankunftshalle des Flughafens und wartet einfach, ob vielleicht jemand aus seinem Freundeskreis auftaucht. Ein, wie ich finde, bemerkenswertes statement gegen eine Zivilisation, in der Warten so ziemlich unten durch ist.

Natürlich gibt es bestimmte, negative Formen des Wartens, die in dieser Ausgabe des ZpM zur Sprache kommen, wie das (zu lange) Warten auf eine dringende ärztliche Behandlung, oder einen Gerichtstermin; sie zeigen strukturelle Dysfunktionen auf, untermauern meist auch sehr klar Klassenunterschiede und wären zu beheben.

Doch bleiben wir bei den „kleinen“, alltäglichen Spielarten des Wartens, am Schalter, am Bahnhof und Ähnlichem. Auch hier gilt ja: Warten? Pfui! Dabei hat Karlheinz A. Geißler in *Lob der Pause. Warum unproduktive Zeiten ein Gewinn sind* (2011) eine Lanze für solche vermeintlichen Abfallzeiten gebrochen. Aber nein, Unternehmen und Ratgeber-Autoren empfehlen uns eindring-

lich, ihre Produkte bzw. Rezepte, um das Warten, da es sich ja nun nicht ganz aus der Welt schaffen lässt, angenehmer und/oder produktiver zu gestalten, etwa durch wartespezifische Möbelgarnituren, oder Warte-Apps. Brian Eno hat es sich schon vor über dreißig Jahren zum Ziel gesetzt, durch seine *Music for Airports* das Warten dort zu behübschen, mit großem kommerziellem Erfolg. Aber wollen wir uns mit solchen Strategien zufrieden geben? Statt beflissen so zu tun, als ob wir gar nicht warteten, oder uns mit den Behübschungen zu trösten, könnten wir einfach zulassen, dass uns Warten auf unsere jeweilige zeitliche Befindlichkeit zurück wirft, mit der wir zu Rande kommen müssen. Das kann – manchmal – eine Gelegenheit sein, uns raum-zeitlich und rhythmisch sozusagen aufzustellen. Wir können uns etwa auf den raum-zeitlichen und sozialen Kontext besinnen, der vor dem Warten lag, ihn mit dem augenblicklichen vergleichen, und uns – soweit möglich – auf den einstellen, der nach dem Warten auf uns zukommt. Also ein, wenn man so will, kompositorischer Zugriff auf das Warten und sein Umfeld. Und das führt uns irgendwie wieder zurück zu Pak Shueng-chuen.

Albert Mayr
timedesign@technet.it

Entschleunigt Euch – so bitte nicht!

Es war eine lohnenswerte Ausstellung im Kunstmuseum Wolfsburg (31. 10. 2011 bis 9. 4. 2012):

„Die Kunst der ENTSCHEUNIGUNG“ – Bewegung und Ruhe in der Kunst von Caspar David Friedrich bis Ai Weiwei

150 hochkarätige Werke bekannter Künstler wie Joseph Beuys, Caspar David Friedrich, Anselm Kiefer, Kasimir Malewitsch, Gerhard Richter, Auguste Rodin oder Ai Weiwei wurden gezeigt.

Im Zentrum, so las man's in den Presseunterlagen: „...steht das kontrapunktische Phänomen von Bewegung und Ruhe in der Kunst von der Romantik über die Klassische Moderne bis zur Gegenwart.“ In der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung nach der Idee für die Ausstellung gefragt, antwortet der verantwortliche Direktor des Hauses, Professor Markus Bröderlin: „Eigentlich über das Gegenteil: durch die Beschleunigung.

Sie ist nicht nur ein Wesensmerkmal des modernen Lebens, sondern findet sich auch in der Kunst... Bei der Beschäftigung mit der Beschleunigungsmoderne haben wir nun entdeckt, dass mit der Faszination der Avantgarde für die entfesselte Bewegung von Anfang an stets auch die Suche nach einer Ästhetik der Langsamkeit verbunden war. Dies wird nun erstmals in einer großen historischen Ausstellung dargestellt.“

... nur ein Konstrukt der Ausstellungsmacher

Bei genauem Hinschauen jedoch wird deutlich, dass diese Konzeption keine Entdeckung, sondern lediglich ein Konstrukt der Ausstellungsmacher ist. Sie ist eine dem Zeitgeist geschuldete These, die mit der dort ausgestellten Kunst so viel oder so wenig zu tun hat wie ein Kuckuck mit der Uhr. Nicht die gezeigte Kunst und auch nicht deren Künstler arbeiteten sich am Thema „Entschleunigung“ ab, sondern die Ausstellungskuratoren und ihr vom Zeitgeist infizierter Blick auf die Ökonomie der Aufmerksamkeit. Es existiert nun mal keine „Kunst der Entschleunigung“. Ebenso wenig wie es eine Kunst der „Beschleunigung“ gibt. Es gibt nur Ausstellungsmacher, die Kunst zur Be- bzw. zur Entschleunigungskunst erklären. Die Künstler, und davon legen die zum Teil hervorragenden Werke, die in der Ausstellung zu sehen waren, Zeugnis ab, nähern sich dem Thema „Zeit“ um ein Vielfaches subtiler, erheblich differenzierter, als das die Wolfsburger Kuratoren tun. Das lohnte unbedingt den Besuch dieses Unternehmens, sollte aber den kritischen Blick auf das, was dort behauptet wird, nicht trüben.

So verwundert es beispielsweise, wenn der verantwortliche Museumsdirektor Markus Bröderlin in seinem Vorwort im Katalog die Feststellung macht, *„dass Langsamkeit nicht gegen Geschwindigkeit (gemeint ist wohl, Schnelligkeit) ausgespielt werden kann,“* Beschleunigung also auch *nicht* gegen Entschleunigung, wie das in der Ausstellung getan wird. Es kann schon, wie die Ausstellung eindrücklich zeigte, aber das ist weder sinnvoll noch vernünftig und wird darüber hinaus auch den Künstlern und ihren außergewöhnlichen Werken nicht gerecht. Kann man den „Multitasker“ Goethe und den Global-Jetter Ai Weiwei, den seine autoritäre Regierung gerne auf Dauer zwangsentschleunigen möchte, einfach mal so problemlos zu „Entschleunigungs-Künstlern“ erklären, nur weil es schwer fällt, sie in die „Beschleuniger-Ecke“ zu platzieren? Goethe kann man genauso gut als Turbo-Beschleuniger begreifen, hatte er nicht, wie die heute überall anzutreffenden „Jobhopper“ mehrere Tätigkeiten zur gleichen Zeit ausgeübt. Hat während seiner ministeriellen Inspektionsfahrten über Land gedichtet, sich mit Eckermann anregend unterhalten, Akten studiert und hätte er die Gelegenheit schon dazu gehabt, hätte er auch sicherlich während seiner Fahrten telefoniert.

Zwei weitere Beispiele der Ausstellung stellten das Konzept noch deutlicher in Frage und machten offensichtlich, dass man von der Kunst lernen könnte, wie sinn- und fruchtlos es ist, Schnelligkeit gegen Langsamkeit, Beschleunigung gegen Entschleunigung auszuspielen:

Giorgio de Chirico gegen die Futuristen

Die Geschichte der Moderne war stets eine turbulente Geschichte von Spannungen, Widersprüchen und Kämpfen

zwischen unterschiedlichen Tempi und deren Durchsetzung als verbindliche Zeitordnung. Immer wieder haben es Künstler mit zum Teil grandiosen Werken fertig gebracht, die alltägliche Einstellung zur Zeit und die Normalität der jeweils herrschenden Zeitordnung in Frage zu stellen. Sie wollten letztlich die eingeschliffenen und anerzogenen Perspektiven der Menschen zur Alltagszeit in Bewegung setzen und verunsichern. Nicht wenige dieser Künstler waren in Wolfsburg zu sehen. Aber man entdeckt deren großartiges Potential nur dann, wenn man sich von der vorgegebenen Perspektivenverengung „Beschleunigung versus Entschleunigung“ frei macht.

In der Ausstellung wurden beispielsweise die Kunstwerke der italienischen Futuristen in die Beschleunigungsschublade gesteckt. Ihnen gegenüber wurden, als Kontrast gedacht, einige sehenswerte Werke von Giorgio de Chirico, dem herausragenden Repräsentanten der „Pittura metafisica“, platziert. Sie wurden mit dem Entschleunigungsetikettiert. Kann man das machen, kann man de Chirico so mir nichts dir nichts, nur weil es die Ausstellungskonzeption so verlangt, einen notorischen Beschleunigungsverweigerer nennen? Nein, das kann man nicht! De Chirico und seine Bilder von menschenleeren Straßen und öden Plätzen transportieren keine Entschleunigungsbotschaft, sie sind viel eher ein deutlicher Hinweis auf die Verlassenheit, die Einsamkeit und das tendenzielle Verschwinden des modernisierten Menschen aus dem ihm fremd gewordenen öffentlichen Raum, den er selbst konzipiert und realisiert hat. Sie zeigen Stillstand, eine Zeitqualität, die nichts mit Be- oder Entschleunigung zu tun hat. Die Bilder de Chiricos fangen das Gefühl der Fremdheit ein, jenes Gefühl, das uns befällt, wenn uns die selbst hergestellte Welt der Straßen und Plätze immer fremder und unzugänglicher wird. Und sind nicht die ihm gegenübergestellten Gemälde, Skulpturen und Manifeste des Futurismus, zuallererst trifft das auf die Texte des lautsprecherischen Sprücheklopfers Marinetti zu, gerade in ihrem übertriebenen Pathos, in ihrem Heroismus des rauschhaften Tempos ein aufdringlicher, ohrenbetäubender Appell, endlich den Fuß vom Gas zu nehmen? Auch wenn sie sich so nicht verstanden haben, dann haben ihre Übertreibungen zumindest die Diskussion um die Frage angeregt, wie schnell wir eigentlich leben wollen. So einfach gestrickt, wie das die Wolfsburger ihrem Publikum angeboten haben, kann man weder der Zeit noch der Kunst auf die Spur kommen und schon gar nicht gerecht werden. Die Kunst hat, wie die Produkte des Ausstellungssponsors, keinen Tachometer, auf dem sich ablesen ließe, ob gerade beschleunigt oder entschleunigt wird. Die Dialektik von High-speed und Slow-down, der die Wolfsburger meinen auf die Spur gekommen zu sein, entdeckt man nicht zwischen, sondern in den Bildern, in den Skulpturen und in den Installationen der von 85 Künstlern geschaffenen insgesamt 160 ausgestellten Objekten. Und bei genauem Hinschauen entdeckt man ein Vielfaches an weiteren Zeitformen – wie gesagt, bei genauem Hinschauen.

Die nach dem Prinzip der konfrontativen Paarung geordnete Ausstellung lenkte die Aufmerksamkeit der Besucher auf die viel zu schlichte Alternative von Beschleunigung und Entschleunigung. Dabei hielt sie die Betrachter davon ab, sich in die Bilder, deren Aussagen und Anregungen mitsamt ihrer Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und Gegensätze zu vertiefen. Dabei gäbe es einiges über die vielen unterschiedlichen dargestellten Zeitvorstellungen zu entdecken.

Caspar David Friedrich versus William Turner

Ein weiteres Beispiel: die antithetische Paarung von Caspar David Friedrich versus William Turner. Nun macht man es sich zum einen zu einfach, wenn man Friedrichs Bilder in der Entschleunigungsecke ablegt. Friedrichs Bilder sind gemalte Lyrik, sind die grandios gelungene bildliche Umsetzung romantischer Dichtung in Form und Farbe.

Aber es ist noch absurder, Turner – so bekommt man es wörtlich im Katalog zu lesen – einen „Technikoptimisten“ zu nennen. In Turners Jahrhundertwerk „Regen, Dampf, Geschwindigkeit“, so schreibt der für die Ausstellungskonzeption verantwortliche Markus Brüderlin im Katalog, rast aus einer „wirkmächtigen, dunklen Vergangenheit ein Eisenbahnzug die stürmischen Naturkräfte überwindend in eine lichte Zukunft.“ So, wie Brüderlin behauptet, ist es aber nicht. Gerade Turner ist es, dem es großartig gelingt, mit seiner Malerei die dünnen Wände des Einerseits/Andererseits zu durchbrechen. In diesem grandios prophetischen Turner-Bild, das für die Ausstellung leider nicht zu bekommen war, stellt der große englische Maler nicht etwa, wie behauptet, die Segnungen des Fortschritt dar, sondern dessen problematische Folgen. Der auf die Beschauer zurasende Zug versetzte diese – wir schreiben das Jahr 1844 – in Angst und Schrecken, so wie es in einem Stummfilm die auf die Kinogänger zu-

rasende Lok tut. Turner führt die Menschen mit vielen seiner Bilder nicht „in eine lichte Zukunft“, sondern in eine nicht ganz so helle Zeit mit kommenden großen ökologischen Problemen. Der Sieg der Maschinen über die Zeitmuster der hinter einem Vorhang von Rauch, Dampf und Schmutz verschwindenden Natur, so zeigt es Turner, ist der Preis, den es in der beschleunigten Zukunft zu bezahlen gilt. Und dass sich die Natur dagegen „zur Wehr setzen“ kann, darauf deutet sein in Wolfsburg gezeigtes Bild „Rough Sea with Wreckage“. Denkt man in den polarisierenden Kategorien der Ausstellungsmacher, dann müsste Turner also weniger zu den Be-, als zu den „Entschleunigern“ gezählt werden. Er warnt zu einem frühen Höhepunkt der Beschleunigungseuphorie die in seiner Zeit immer umfassender industrialisierten, und das heißt in erster Linie vertakteten, Menschen vor den Illusionen des Fortschritts. Während Turner in seiner Malerei also den Mainstream des damals Bejubelten verlässt und den Rücken der Beschleunigungsmoderne zeigt, opferten ihn die Wolfsburger Aussteller nur allzu bereitwillig dem aktuellen Tempo- und Wellness-Zeitgeist. Sie erklärten ihn zu einem „Beschleuniger“ dem der romantische Caspar David Friedrich doch bitte entgegen schleudern möge: „Bittschön, gehn’s doch a bisserl runter vom Gas und machen’s in Zukunft doch etwas langsamer.“

Nur tut das keiner! Weder die gezeigten Kunstwerke, noch die Künstler. Und schon gar nicht die Mehrheit der Ausstellungsbesucher. Denn die kamen, wenn nicht im Auto über die Autobahn, dann doch im superschnellen ICE zum Wolfsburger „Entschleunigungsangebot“. Und bisher hat man auch noch von keinem von ihnen gehört, er habe auf der Heimreise von der Ausstellung den Mut aufgebracht, den Zugbegleiter im ICE zu bitten, doch etwas langsamer zu fahren.

Karlheinz Geißler

k.geissler@timesandmore.com

„...Soll der Massenwahn hasten und rennen! Mir wird von oben, von einer süßen, anonymen Macht, eine Pause angeboten, und ich bin so offen, dieses Angebot anzunehmen, indem ich friedensreich verharre. ... Der rote Mann bietet mir eine freie Minute an, und ich als freier Mann knabbere den Zeit-Snack gern. ...“

Max Goldt

Aus: Max Goldt (1997): Knallflucht-tourismus ins Magnifik-Montanös-Privatknallfaule. Zürich: „Ä“ Haffmanns Verlag.

Aus der DGfZP

10 Jahre Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Einladung zur Jubiläums-Jahrestagung

Was wird aus der Zukunft? Aufstieg und Krise einer Zeitinstitution

Berlin-Schwanenwerder, 26. bis 28. Oktober 2012

Vor zehn Jahren gründeten wir die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik. Die DGfZP hat in diesen Jahren in wichtigen Gestaltungsfragen Aufmerksamkeit gefunden und kontinuierliche zeitpolitische Informations- und Austauschforen entwickelt. Wir wollen das Jubiläum der Gesellschaft feiern. Für die Jubiläumstagung gönnen wir uns zwei volle Tage und eine reiche Palette von Diskutant/innen (und Gratulant/innen). Nehmen Sie – ob Mitglied der DGfZP oder nicht – die Gelegenheit wahr und kommen Sie!

Die Tagung gilt einem besonders attraktiven Thema: Vorstellungen von „Zukünften“: Was hat Zukunftshoffnungen hervorgebracht? Wärmt ihre Flamme noch, können wir sie neu entfachen? Die längste Zeit war „Zukunft“ mit dem Versprechen auf bessere Zeiten verbunden. Die Zukunftseuphorie noch der 1970er Jahre ist jedoch allmählich einer Skepsis oder gar massiven Zukunftsängsten, etwa vor dem Klimawandel oder dem Zusammenbruch des europäischen Finanzsystems, gewichen.

Ungeachtet dessen, dass die Zukunft ihren guten Klang größtenteils eingebüßt hat, beziehen sich politische Parteien und viele große Wirtschafts- und Sozialorganisationen in ihren Broschüren und auf ihren Kongressen nach wie vor auf sie als einen positiven Erwartungshorizont, ebenso wie etwa die europäischen Jugendprotestbewegungen.

Dies alles wirft die Frage auf, was diese „Zukunft“, auf die wir alle uns als öffentliche Akteure oder bei der Gestaltung unserer Biographie mehr oder weniger häufig beziehen, ihrem Wesen nach eigentlich ist: Soziales Konstrukt oder Naturkonstante? Als Zeitforscherinnen und Zeitforscher wissen wir, dass der Begriff Zukunft selbst ein Zeitkonstrukt ist, über das es sich nachzudenken lohnt. Dies wollen wir anlässlich unseres „runden Geburtstags“ tun. Denn in den aktuellen Krisen steht auch unsere gewohnte Vorstellung von der Zukunft zur Disposition: Kann das herkömmliche Konzept von Zukunft die vielgestaltigen Erwartungen, die sich mit dem Begriff Zukunft verbinden, (noch) erfüllen? Und könnten wir das noch geltende Modell zeitlicher Fernorientierung, falls es uns nicht mehr leistungsfähig erscheint, gewissermaßen abwählen und durch ein besseres ersetzen?

Was wird aus der Zukunft?

Aufstieg und Krise einer Zeitinstitution

26. bis 28. Oktober 2012

in der Evangelischen Bildungsstätte Schwanenwerder, Berlin

Freitag, 26. 10. 2012

14.30 Uhr

**Eintreffen der Teilnehmenden,
Stehkaffee**

15.00 Uhr

Begrüßung und Einführung

*Prof. Dr. Ulrich Mückenberger,
Vorsitzender der DGfZP*

15.30 Uhr

Zukunft in der Krise?

Ein zeitpolitischer Orientierungsversuch
*Dr. Jürgen P. Rinderspacher,
Westfälische Wilhelms-Universität Münster*

17.00 Uhr

**Utopie und Fortschritt – die Großen
Erzählungen von einer besseren Welt**

*Prof. Dr. Lucian Hölscher,
Ruhr-Universität Bochum*

18.30 Uhr

Abendessen

19.30 Uhr

Wie kommt das Neue in die Welt?

Ludwig Engel

Samstag, 27. 10. 2012

9.30 Uhr

**Zwischen Zukunftsforschung und
Schwarmverhalten – Die Suggestion
der Beherrschbarkeit von Zukunft**

*Dr. Karlheinz Steinmüller,
Z-Punkt „The Foresight Company“, Köln*

11.00 Uhr

Kaffeepause

11.30 Uhr

Anstöße 1:

**Das Projekt als zeitgemäße Form,
Zukünftiges zu gestalten?**

Formen und Folgen für unseren
Umgang mit der Zeit (Fishbowl)

*Input: Dipl.-Ing. Arch. Etta Dannemann;
Elke Großer, M.A.*

12.30 Uhr

Mittagessen

14.00 Uhr

**Hören, was kommt, oder
die Zukunft selbst machen?**

Unternehmen zwischen Planungs-
notwendigkeiten und Marktsicherheit

*Prof. Dr. Eckard Minx,
Vorsitzender des Vorstands der
Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung*

15.30 Uhr

Kaffeepause

16.00 Uhr

Anstöße 2:

Planlos in die Zukunft?

Gesellschaft und Politik zwischen
Schwarmverhalten und Gestaltungswillen
(Fishbowl)

*Input: Dr. Nils Weichert;
Fabio Reinhard, Piratenpartei*

17.00 Uhr

Pause

17.15 Uhr

Zukunft ohne Utopie? – Podiumsgespräch

*Prof. Dr. Rolf Kreibich,
Institut für Zukunftsforschung
und Technologiebewertung*

*Prof. Dr. Eckard Minx, Vorstand der
Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung*

*Dr. Nadine Schöneck, Universität Bremen
Dr. Karlheinz Steinmüller, Z-Punkt Köln*

*Dr. Jürgen P. Rinderspacher, Westfälische
Wilhelms-Universität Münster*

*Prof. Dr. Harald Welzer, FUTURZWEI
(angefragt)*

*Moderation: Prof. Dr. Uwe Becker,
Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe, Düsseldorf*

19.00 Uhr

**10 Jahre Deutsche Gesellschaft
für Zeitpolitik – Buffet und Feierzeit!**

Sonntag, 28. 10. 2012

9.00 Uhr

Die Angst vor dem Absturz

Über Erosion und Neukonstruktion der
Zukunftsperspektiven der Mittelschicht
Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund

10.15 Uhr

„Ich freue mich auf mein Leben“

Zukunftsorientierung Jugendlicher
im Wandel der Generationen
Dr. Sybille Picot, Infratest

11.30 Uhr

Kaffeepause

11.45 Uhr

**Futur 2: Was wird die Zukunft der
Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik
(dereinst) gewesen sein?**

Zeitpolitische Erwartungen an
die nächste Dekade der DGfZP

13.15 Uhr

Mittagessen

14.00 Uhr

Mitgliederversammlung der DGfZP

Anmeldung: bei Prof. Dr. Dietrich Henckel,
Geschäftsstelle der DGfZP,
Technische Universität Berlin,
FG Stadt- und Regionalökonomie, Sekr. B 4
Hardenbergstraße 40a, 10623 Berlin

**Anmeldeformular, Tagungsadresse,
Wegbeschreibung, Unterkunft:**
www.zeitpolitik.de

Anmeldefrist: Anmeldung und Überweisung
des Kostenbeitrags müssen bis spätestens
20. Oktober 2012 erfolgt sein.

Kosten: Für die Tagung (einschließlich der
Mahlzeiten) wird ein Kostenbeitrag von
60,- € (Nicht-Mitglieder),
50,- € (Mitglieder) oder
40,- € (ermäßigt) erhoben.



Das Netzwerk Zeitforschung in der DGfZP

Das Netzwerk gibt dem wissenschaftlichen Austausch einen klaren Rahmen, was unabhängige Diskussionen fördern soll und kann. Während auf Jahrestagungen im Rahmen des jeweiligen Tagungsthemas Forschungsergebnisse eingebracht werden, hat in den Kooperationen des Netzwerks Geplantes, Unfertiges, Diskussionsoffenes und Um-Hilfe-Suchendes seinen Platz.

Wir rufen alle Zeit-Erforschenden auf, in den Kolloquien ihre wissenschaftlichen Projekte vorzustellen oder als Diskussionspartner teilzunehmen. Wir freuen uns explizit auch über die Teilnahme erfahrener Wissenschaftler, die mit ihrem Wissen eine wertvolle Unterstützung für uns sind.

Das dritte Forschungskolloquium wird direkt vor der Jahrestagung 2012 und am gleichen Ort wie diese stattfinden.

Näheres: www.zeitpolitik.de/veranstaltungen.html#zeitforschung

Kontakt: Zeitforschung.DGfZP@gmail.com

Im ZpM stellen jeweils einige Forscher aus dem Netzwerk ihre laufenden Projekte kurz vor.

Wir beginnen in dieser Ausgabe mit den Dissertationsvorhaben von Vanita Matta und Tilmann Wahne.

Überbeschäftigung mal ganz persönlich:

Warum verbringen so viele Menschen so viel mehr Zeit in bezahlter Arbeit, als sie wollen?

Sehr viele Menschen sind überbeschäftigt. Wenn man sie fragt, wie viele Stunden sie derzeit arbeiten und sie auch fragt, wie viele Stunden sie arbeiten würden, falls sie bei entsprechender Lohnreduktion die „freie Wahl“ hätten, dann ergibt der Vergleich der beiden Antworten, dass sie mehr arbeiten, als sie möchten. Es gibt einen noch relativ wenig entwickelten Forschungsstrang, der sich auf diese Weise allgemeiner mit der Übereinstimmung von Wunsch und Wirklichkeit beschäftigt, als es in der umfassenden Literatur zu Teilzeitarbeit geschieht. Ganz ähnliche Arbeitssituationen können schließlich für unterschiedliche Menschen positiv oder negativ sein. Die Forschung ist aber in vielen Bereichen noch weit entfernt davon, systematisch mit Präferenz- und Kongruenzkonzepten sowie all ihren Schwierigkeiten umzugehen – so auch beim Vergleich der tatsächlichen und präferierten Arbeitsstunden. In meiner Dissertation fokussiere ich auf Überbeschäftigung, welche ich als persönliches, aber viel mehr noch als gesellschaftliches Problem betrachte. Ein besseres Verständnis der Systemlogiken, welche Menschen dazu bringen, mehr zu arbeiten, als sie es sich wünschen, ist aus verschiedenen politischen Blickwinkeln notwendig.

Vanita Matta,

Universität Zürich, Soziologisches Institut

matta@soziologie.uzh.ch

www.suz.uzh.ch/matta.html

Zur sozialpädagogischen Notwendigkeit, institutionelle Zeitbedingungen für Mädchen und Jungen und Pädagog/innen der Kindheit vielfältig zu gestalten

Es besteht nach wie vor wenig Wissen über Zusammenhänge zwischen den institutionell-organisatorischen, professionellen, familialen und individuellen Zeitpraxen, die in den Zeitstrukturen öffentlich verantworteter Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungseinrichtungen von den Beteiligten ausgebildet und gelebt werden. Angesichts der umfassenden Bedeutung der „sozialen Institution Zeit“ für die kindlichen Erlebens- und Erfahrungsprozesse besteht hier ein Forschungsdesiderat. Hier setzt das vorliegende Dissertationsprojekt an. Mit qualitativen Forschungsstrategien wird untersucht, wie sich die Zeit-Kompetenzen und die Zeit-Bedürfnisse von Mädchen und Jungen in elementar- und primärpädagogischen Bildungsarrangements herausbilden. Das Erkenntnisinteresse richtet sich auf die Einflüsse und Auswirkungen, die institutionell-organisatorische Zeitrahmungen und Zeitpraxen des Fachpersonals und der Eltern auf Prozesse der kindlichen Zeitsozialisation haben. Typische Handlungsmuster des kindlichen Zeit-Handelns werden herausgearbeitet. Es wird analysiert, inwiefern sich die Mädchen und Jungen zeitlichen Anforderungen widersetzen, indem sie Zeitkämpfe führen und gelingendere Zeitpraxen realisieren. Ziel ist es, bildungsbedeutsame Konsequenzen und Chancen für positive Zeitgestaltungen aufzuzeigen.

Tilmann Wahne, M. Ed.,

Leuphana Universität Lüneburg, FR Sozialpädagogik

tilmannwahne@googlemail.com

Who Is Who? Mitglieder der DGfZP stellen sich vor

Das Zeitpolitische Magazin möchte dazu beitragen, die persönliche Vernetzung und die inhaltliche Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedern der DGfZP zu stärken. An dieser Stelle bieten wir daher die Gelegenheit für Personen und Institutionen, die Mitglied in der DGfZP sind, sich in Form von Kurzportraits den Leserinnen und Lesern vorzustellen.

Elke Großer

Seit 2006 bin ich Mitglied der DGfZP. Ausgangspunkte meines zeitpolitischen Interesses waren meine frühere berufliche Tätigkeit im Bereich der Informatik – in diesem technischen Bereich wandeln sich die Anforderungen besonders schnell – sowie eigene konfliktbehaftete Erfahrungen mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Während der sogenannten Familienphase wurde ich noch einmal Studentin und habe Soziologie und Soziale Verhaltenswissenschaften an der FernUniversität Hagen studiert. In meiner Masterarbeit mit dem Thema: „Projektzeiten. Zum zeitlichen Zusammenhang von Projektarbeit und alltäglicher Lebensführung“ habe ich das zeitliche Handeln und Erleben von Frauen untersucht, deren Alltagszeit projektförmig organisiert ist. Ich bin der Frage nachgegangen, welche Auswirkungen die Bedingungen der Projektarbeit auf das zeitliche Handeln im gesamten Alltagszusammenhang haben. Projektartige Arbeitsformen stellen nach Boltanski und Chiapello (2006) die Arbeitsformen der Zukunft dar, die durch eine hohe Eigenverantwortlichkeit über die Zeit, durch Selbstbestimmung über die Lage und über die Ausgestaltung von Arbeitszeiten gekennzeichnet sind. Sehr lange Arbeitszeiten, Terminbindung, Kurzfristigkeit in den Projekten sowie Nicht-



Planbarkeit, Offenheit und Unsicherheit in den Alltagszeiten werden in der Arbeitsform Projektarbeit zu den zentralen Merkmalen, die sich nicht nur im Beruf, sondern auch in anderen Lebensbereichen, insbesondere für Frauen, gravierend niederschlagen. Ein höchst aktuelles wie zukünftiges zeitpolitisches Thema, wie ich in dieser qualitativen Forschungsarbeit feststellen konnte.

Ein Wunsch von mir ist es, zum Thema „Zeitwohlstand und Individuum“ zu promovieren. In dieser Arbeit soll es nicht um objektive oder wirtschaftspolitische Zielgrößen von Zeitwohlstand gehen, sondern darum, wie Zeitwohlstand in der alltäglichen Lebensführung individuell erfahren und wahrgenommen wird. Ziel dieser Forschungsarbeit soll es sein, subjektive Indikatoren für Zeitwohlstand zu konkretisieren. Meine unternehmerische Tätigkeit konzentriert sich auf das Thema „Zeit-Gestaltung in Alltag und Beruf“, für das ich ein eigenes ganzheitliches Zeitkonzept, jenseits des klassischen Zeitmanagements, entwickelt habe. Ich biete Seminare, Vorträge und Beratung zu diesem Thema an.

Elke Großer

www.zeit-gestaltung.de

grosser@zeit-gestaltung.de

elke-grosser@t-online.de

Olaf Lange

Ich bin 47 Jahre alt, verheiratet, habe eine Tochter von neun Jahren und lebe in Köln. Meine Ausbildung als Diplom-Psychologe und mein Beruf als Unternehmensberater bringen es mit sich, häufiger als manchmal erwünscht mit dem Thema „Zeit“ konfrontiert zu werden. Als Partner des team steffenhagen bin ich meist in Strategie- und Organisationsentwicklungs-Projekten tätig.

„Verbessertes Zeitmanagement“ oder die „Vermeidung von Burn-out durch optimalere Nutzung von „Zeit“ sind häufig genannte Wünsche in solchen Projekten. Dabei gibt es Zeit immer nur in konkret anschaulichen Formen: Blühen, Vergehen, Geburten, Sterbefälle, Bleiben, Gehen, Tag, Nacht. Zeit macht



sich bemerkbar im Verweilen-Wollen, Fliehen, Nähern, Verführt- und Abgestoßen-Werden, Siegen und Verlieren, Bestätigen und Verfehlen. Zeit ist nicht „an sich“ zu haben und zu begreifen. In der Zeit gehen wir unseren Weg. Aber dieser Weg ist offensichtlich immer schwieriger zu bewältigen, muss schneller gegangen werden, wir leiden

an „unserer Zeit“, die uns zunehmend als Vampir begegnet, der uns aussaugt. „Zeitmanagement“ als moderner Knoblauch zur Abwehr des Vampirischen; Burn-out-Kandidaten als „Untote“, „Zwangsentschleunigte“.

In unseren Arbeiten stelle ich immer wieder fest, dass es nicht etwa ein „Zeitmangel“ ist, an dem wir leiden. Vielmehr scheinen wir in einem Muster zu leben, das es zunehmend

schwerer macht, tatsächlich zu Konsequenzen des eigenen Tuns vorzustoßen. Es lässt sich ein andauerndes „Zwieschanden“ unserer Kultur beobachten, eine Unentschiedenheit in Alltag und beruflicher Lebensführung, ein ständiges „mit einem Auge nach noch etwas anderem Schielen“, was uns offensichtlich belastet. Konsequenzen, die sich ergeben, wenn man sich entschieden für etwas einsetzt, werden abgeflacht, vermieden und umgangen.

Bevor es zu Konsequenzen einer gewählten Option kommt, wird lieber eine neue Option gewählt. Mal so, mal so. Wir kämpfen nicht mehr für unsere festen Plätze! Rituale, wie das

regelmäßige Mittagessen, die unser Leben erleichtern, werden als albern abgetan, mit der Folge „Entscheidungsin-solvenzen“ zu vermeiden. Kant hätte heute mit seiner Lebensführung keine Chance mehr!

Das ist der Zusammenhang, auf den ich in Beratungsprojekten bei Unternehmen wie bei Einzelpersonen stoße und der mich letztlich zur Zeitpolitik geführt hat: Managern und Unternehmensführungen aufzeigen, wo Entschiedenheit, Klarheit und Konsequenz gefordert ist und entschieden dabei bleiben.

Olaf Lange

lange@steffenhagen.com

Veranstaltungen, Projekte, Informationen



Lebensqualität durch Nachhaltigkeit?

2. Bremer Freizeitkongress

16.-17. November 2012 · Hochschule Bremen

Der zweite Bremer Freizeitkongress hat drei Themenschwerpunkte, in denen Fragen einer nachhaltigen Entwicklung der Lebensqualität aufgegriffen werden:

- **Freizeitbildung für Nachhaltigkeit**
- **Freizeitmanagement und nachhaltiger Konsum**
- **Freizeitplanung und Lebensqualität**

Thematisiert werden aktuelle Forderungen, die sich unter verschiedenen Aspekten der Nachhaltigkeit an eine zukunftsfähige Freizeitgestaltung stellen. Lebensqualität ist angesichts globaler ökologischer Krisenszenarien neu zu bestimmen. Neue Formen des Konsums und des Wirtschaftens scheinen gefordert. Zugleich stellen sich in verschärfter Weise Fragen der sozialen Teilhabe über die Freizeit, und ein freiwilliges Engagement für mehr Lebensqualität sollte gefördert werden. Der Bedarf nach aktuellen Analysen, wissenschaftlich fundierten Perspektiven und einer Evaluation von Projekt-

erfahrungen ist daher hoch. Gefordert ist eine Wissenschaft für die Freizeit im Sinne forschungsgestützter Perspektiven für die Entwicklung von Lebensqualität im Gemeinwesen.

Veranstalter:

- Internationaler Studiengang Angewandte Freizeitwissenschaft (ISAF) an der Hochschule Bremen;
- Institut für Freizeitwissenschaft und Kulturarbeit (IFKA) e.V. Prof. Dr. Renate Freericks, Prof. Dr. Rainer Hartmann, Prof. Dr. Bernd Stecker

in Kooperation mit:

- Kommission „Pädagogische Freizeitforschung“ der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft
- Stiftung für Zukunftsfragen, Hamburg

Information: www.ifka.de/index.php?id=98

Tempodiät.

Essen in der Nonstop-Gesellschaft

Tagung des Heidelberger Ernährungsforums und der Tutzinger Zeitakademie

19.-20. September 2012

Evangelische Akademie Tutzing

Zeitdruck erzeugt auch Ess-Stress. Immer mehr Mahlzeiten werden durch Snacks ersetzt. Immer weniger Menschen kochen selbst, weil ihnen die Zeit dafür fehlt. Wie viel Zeit und welche Rhythmen benötigt eine für die Zeitkultur gesunde Esskultur?

Ziel dieser Kooperationsveranstaltung von Tutzinger Zeitakademie und Heidelberger Ernährungsforum ist es, physiologische, psychologische und kulturelle Sichtweisen zusammen zu bringen und so Wege zu einem aktiven und souveränen Umgang mit der Zeit und dem Essen zu diskutieren: Was bedeuten die gegenwärtigen Entwicklungen für unsere Esskultur? Ist die Zeit wirklich das Problem? Wie viel Zeit und welche

Rhythmen benötigt eine zu einer nachhaltigen Zeitkultur passende Esskultur? Wie können die Maximen der Gleichzeitigkeit und Multilokalität mit gesundem Essen in Einklang gebracht werden?

Die Veranstaltung richtet sich an alle, die an Fragen einer Ess- und Zeitkultur interessiert sind. Sie sind ebenso herzlich eingeladen wie Ernährungsfachleute, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Lehrerinnen und Lehrer und andere Fachkräfte aus Wirtschaft, Medien und Industrie.

(aus dem Flyer)

Information: www.ev-akademie-tutzing.com

Neue Literatur

Neue Veröffentlichungen von Mitgliedern

Bitte senden Sie Informationen über Ihre Veröffentlichungen an helga.zeiher@gmail.com



Sabine Schmidt-Lauff (Hrsg.)

Zeit und Bildung

Annäherungen an eine zeittheoretische Grundlegung

2012

Münster u.a.: Waxmann

171 Seiten

Zeit ist als unumgängliche Prämisse und Modalität von Bildung vielfältig in pädagogischen Prozessen, in Biografien, in (didaktisierten) Zeitstrukturen, im lebensbegleitenden Lernen, im subjektiven Zeiterleben wirksam. Nun gilt es die spezifischen Dimensionen dieser Verhältnisse systematisch zu klären und so eine Zeittheorie der Pädagogik zu entwickeln. Die Beiträge dieses Bandes behandeln unter je unterschiedlichen temporalen Fokussen bildungswissenschaftliche Fragestel-

lungen und verdeutlichen, wie und an welchen Stellen Zeit und Pädagogik untrennbar miteinander verbunden sind. Schließlich steht die Gewissheit, dass Zeit konstitutiv für Bildung ist und daher als Grundgestalt der Pädagogik wesentlich ist.

Mit Beiträgen von Kathrin Berdelmann, Andreas Dörpinghaus, Peter Faulstich, Ursula Pfeiffer, Ortfried Schächter, Sabine Schmidt-Lauff und Ina Katharina Uphoff.

(Verlagstext)



Hartmut Rosa

Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung

Umriss einer neuen Gesellschaftskritik

2012

Berlin: Suhrkamp Verlag

446 Seiten

Mit der Beschleunigung des sozialen Lebens in der Moderne ändert sich auch die Art und Weise, in der der Mensch „in die Welt gestellt“ ist. Hartmut Rosa analysiert aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Veränderungen in der Welterfahrung, der Weltbeziehung und der Weltbearbeitung moderner Subjekte. Dabei entsteht umrisshaft das Programm einer kritischen Soziologie, in deren Zentrum die Bestimmung derjenigen sozialen Bedingungen und Voraussetzungen steht, die eine gelingende individuelle und kollektive Weltaneignung möglich machen. (Verlagstext)

Beiträge von DGfZP-Mitgliedern in Sammelbänden und Zeitschriften

Heuwinkel, Ludwig (2011):

Zeitstrukturen als Machtfaktor.

In: zeitschrift für didaktik der gesellschaftswissenschaften (zdg), 2. Jg., H. 2, S. 82 - 104.

Jurczyk, Karin (2012):

Belastungen durch Entgrenzung - Warum Care in Familien zur knappen Ressource wird.

In: Lutz, Ronald (Hrsg.): Erschöpfte Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 89-105

Mückenberger, U. (2012):

Welche Anforderungen stellt Lebenslaufpolitik an Zeitpolitik?

In: BIOS Jg. 24 (2): S. 300-316.

Empfehlenswerte Neuerscheinungen anderer Autoren

Johanna Possinger

Kommunale Zeitpolitik für Familien.

Ansätze, Erfahrungen und Möglichkeiten der Praxis

2011

Verlag Deutscher Verein

44 Seiten

Chronische Zeitnot – das ist ein Zustand, den viele Familien in Deutschland bei ihrem alltäglichen Versuch, Kinder, Erwerbsarbeit und die Pflege für ältere Angehörige miteinander zu vereinbaren, gut kennen. Bereits der 7. Familienbericht der Bundesregierung forderte deshalb, Familien mithilfe zeitpolitischer Maßnahmen besser zeitlich zu entlasten. Die Bemühungen der Kommunen erstrecken sich – wenn überhaupt – meist auf Modellprojekte, zu einer tatsächlichen Umsetzung von Zeitpolitik für Familien auf lokaler Ebene haben sie jedoch nicht geführt.

Mit der vorliegenden Expertise der Geschäftsstelle des Deutschen Vereins wird das Handlungsfeld der kommunalen Zeitpolitik anhand von Praxisbeispielen näher untersucht. Folgende Fragen stehen dabei im Mittelpunkt:

- Was ist kommunale Zeitpolitik konkret?
- Welche Möglichkeiten gibt es, Familien auf lokaler Ebene zeitlich zu entlasten?
- Was sind die zentralen Herausforderungen für die Praxis?
- Welche Voraussetzungen sind erforderlich, um kommunale Zeitpolitik erfolgreich umzusetzen? *(aus dem Verlagstext)*

Frank Werner (Hrsg.):

Zeit-Geschichten.

Der Takt unseres Lebens

2012

Hameln: CW Niemeyer

312 Seiten

In der Hamelner Tageszeitung DEISTER-WESER-ZEITUNG (dewezet) ist im letzten Jahr eine umfangreiche Artikelserie zum Thema Zeit veröffentlicht worden. Parallel dazu wurde eine Vortragsreihe durchgeführt. Alle Zeitungsartikel, darunter Interviews mit Karlheinz Geißler, Ulrich Mückenberger und Ludwig Heuwinkel, sind in diesem Buch vereint.

„Sie ist etwas, von dem Journalisten eigentlich immer viel zu wenig haben: Zeit. Und doch haben eine Vielzahl von Dewezet-Journalisten sie sich genommen. Und zwar für eine Serie über das, was nur wenig greifbar ist und doch unser Leben bestimmt. Für diese Leistung hat die Dewezet am Freitag den Sonderpreis der renommierten Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) in der Kategorie ‚Alltag‘ bekommen. ‚Arbeitszeit, Zeitarbeit, Zeitmanagement, Familienzeit, Lebenszeit, die Geschichte der Sonnenuhren in Hameln, und wie lange Ämter brauchen, um auf eine Mail zu antworten: Ohne Frage hat das Thema Zeit eine

lokale Dimension. Man muss sie nur entdecken‘, heißt es in der Begründung der Jury. Und weiter: ‚Die Redaktion demonstriert, wie es geht – mit über 90 Beispielen, und liefert Lesestoff, der über den Tag hinausreicht. (...) in über 80 Geschichten sind unterschiedlichste Zeit-Aspekte verewigt: Von der Uhr-Zeit bis zur Natur-Zeit, von der Alltags-Zeit bis zur Sport-Zeit. Mal werden Foto-Geschichten erzählt, dann gehen Experten in Interviews in die Tiefe und beantworten Fragen rund um die Bedeutung der Zeit für Menschen heute und damals.“

Deister-Weser-Zeitung, 19./20.5.2012

Michael Jäckel

Zeitzeichen

Einblicke in den Rhythmus
der Gesellschaft

2012

Weinheim: Beltz Juventa

196 Seiten

Rezension: Der Autor versteht das Buch als einen Beitrag zu einer Soziologie der Zeit. Er will dem Leser keine große soziologische Theorie der Zeit beschreiben, sondern ihm geht es vor allem um die alltäglichen Phänomene im Umgang mit der Zeit, die nicht sofort als Zeitphänomene erkennbar sind.

In den einzelnen Kapiteln werden „Zeitzeichen, die Einblicke in den Rhythmus der Gesellschaft“ eröffnen, behandelt: die vermeintlich kleinen alltäglichen Dinge, die vor allem im Erleben von Zeit als knapper Ressource den Einzelnen bewusst werden, und in denen gesellschaftliche Wandlungsprozesse der sozialen Taktgeber, der gesellschaftlichen Vorstellungen von Muße, Freizeit und

Arbeit, der Zeit des Ruhestandes, der „mehr einer Zeit des Un-Ruhestandes“ gleiche, sowie die Beschleunigung der Kommunikation und der Medien zur Erscheinung kommen. Was haben die Qual der Wahl zwischen vielen Optionen, sei es beim Einkaufen oder bei der Entscheidung für Schönheits-, Fitness- und Jugendideale mit Zeit und Zeitnot zu tun? Diesen und anderen alltäglichen Zusammenhängen geht Michael Jäckel nach. Eines der Kapitel ist auch den Wartezeiten gewidmet. Jäckel zeigt jeweils historische Entwicklungslinien auf und spannt dabei einen breiten Bogen, in dem er auch „Streifzüge durch andere Gebiete“ unternimmt.

Das Buch macht beim Lesen Freude, denn es ist reich mit Anekdoten und Fallbeispielen bestückt. Jäckel zieht viele literarische Zitate zur Illustration heran. Wie er meint, aus gutem Grund, denn „Zeit war, ist und wird Motiv der Schriftsteller bleiben“. In jedem Kapitel finden sich ergänzende Textbeispiele zur Veranschaulichung in einem eige-

nen Kasten und jedes Kapitel schließt mit einem passenden Zitat und relevanten Literaturempfehlungen.

Fazit: Dieses 196 Seiten umfassende Buch ist eine sehr schöne Einführung in eine Soziologie der Zeit und kurzweilig zu lesen. Es ist nicht nur für Einsteiger in dieses Thema zu empfehlen, sondern liest sich auch für Fortgeschrittene mit großem Gewinn.

Zeitpolitische Anknüpfungspunkte gibt es, wenn der Autor gesellschaftliche Zeit-Entwicklungen, wie die der Ökonomisierung von Zeit und die Beschleunigung von Alltagsphänomenen kritisch hinterfragt und wenn er die soziale Ungleichheit etwa von Wartezeiten thematisiert. Individualisierungsprozesse, wie sie im Bedürfnis der Einzelnen nach Zeitsouveränität zum Ausdruck kommen, werden als gesellschaftliche Zwänge entlarvt, die den Zeitdruck auf den Einzelnen nur noch verstärken.

Elke Großer

Florian Opitz

SPEED.

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit

2011

München: Riemann Verlag

288 Seiten

Rezension: „Ich habe keine Zeit. So sehr ich mich auch anstrengte - ich habe immer viel zu wenig Zeit für das, was ich mir vornehme.“ (S. 7) Diese verzweifelte Einsicht von Florian Opitz werden sicherlich viele Menschen teilen, und doch unterscheidet sich Opitz von diesen: Er hat aus seiner Erkenntnis eine praktische Konsequenz gezogen und sich auf die Suche nach den Ursachen von Zeitnot und Beschleunigung begeben.

Zunächst befragte der Dokumentarfilmregisseur Opitz einen Zeitmanager, einen Burn-out-Experten, einen Journalisten und den Zeitforscher – und Gründungsmitglied der DGfZP – Karlheinz A. Geißler. Dieser erklärte Opitz, er solle die Zeitnot nicht als individuelles Problem begreifen, sondern die Verursacher der Beschleunigung befragen. Und da der Autor vor allem bei den weltweit operierenden großen Unternehmensberatungen die Verantwortlichen für das vorherrschende Effizienzdenken, mehr Wachstum und mehr Beschleunigung vermutete, hat er sich an mehrere internationale Unternehmensberatungen gewandt. Diese wiesen jedoch seine Anfrage nach einem Interviewpartner ab; heraus kam letztendlich ein Gespräch mit einem Ex-Unternehmensberater, der aber anonym bleiben wollte. Und mit dessen Hilfe kommt es dann nach fast einem Jahr doch noch zu einem Interview mit einer bekannten und erfolgreichen Unternehmensberaterin. Als Zeit stehen 35 Minuten während einer Taxifahrt vom Flughafen bis zu einem Kundentermin zur Verfügung. Die Unternehmensberaterin erklärt

während der gemeinsamen Taxifahrt durch die deutsche Hauptstadt, dass für sie Beschleunigung und Zeitwettbewerb nichts anderes bedeuteten, als den Marktkontrahenten eine Nasenlänge voraus zu sein. Die Rolle der Berater sei die eines Beschleunigers, die des Optimierers, und so würden sie auch sehr bewusst von den Unternehmen eingesetzt.

Als nächstes beschreibt Florian Opitz seinen Besuch bei der Nachrichtenagentur Reuters in London. Und auch hier hört der Verfasser wieder, wie wichtig es sei, immer der Erste und Schnellste zu sein. „Denn nur das zählt für unsere Kunden. ...Die stehen unter einem wahnsinnigen Druck, auch ihre Kunden immer schneller zu beliefern. Die Leute erwarten heutzutage einfach, dass alle Informationen, wann immer und wo immer sie wollen, für sie verfügbar sind.“ (S. 122) Wer übrigens Reuters vor allem für eine bedeutende politische Nachrichtenagentur hält, der irrt sich. Reuters tätigt heute 95 Prozent seiner Umsätze mit Dienstleistungen für die Finanzindustrie.

Bei seiner Suche nach „Alternativen zum Hamsterrad“ beschreibt Opitz schließlich vier weitere Stationen seiner Erkundungstour: das Leben eines Aussteigers, seine durchaus zwiespältigen Eindrücke vom Leben einer schweizerischen Bergbauernfamilie und seine Reise nach Chile. Dort setzt ein Ex-Manager ein beeindruckendes Entschleunigungsprogramm um, indem er große Ländereien aufkauft und diese in Nationalparks umwandelt. Als letztes Ziel bereiste Opitz schließlich Bhutan, wo ihm ein Gesprächspartner erklärt, warum in diesem asiatischen Königreich das Glück als Staatsziel in die Verfassung aufgenommen worden ist. „Bruttonationalglück ist eine Entwicklungsphilosophie, in der wir Zeit als Leben sehen und nicht als Geld.“ (S. 229).

In einem weiteren lesenswerten Kapitel diskutiert Opitz die Frage, ob ein bedingungsloses Grundeinkommen ein geeigneter Hebel sei, um das gegenwärtige Beschleunigungssystem zu verändern. Er lässt seine Sympathie für diesen sozialpolitischen Ansatz erkennen, da hiermit jedem ermöglicht werde, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, und Menschen darüber nachdenken könnten, was ihnen wirklich wichtig im Leben ist.

Am Ende seiner durchgängig anschaulich und teilweise durchaus spannend beschriebenen Recherche zu den Ursachen seines Zeitproblems bestätigt Florian Opitz zunächst die Einsicht von Karlheinz A. Geißler, dass seine Zeitprobleme nicht individueller Art sind und dass die Teilnahme an einem Zeitmanagementseminar Zeitprobleme nicht lösen kann. Die Fortschrittsformel „schneller = mehr = besser“ (S. 274) dürfe nicht mehr gelten, da sie uns alle zu Verlierern einer permanenten Geschwindigkeitsspirale mache. Die zentrale Frage müsse heute lauten: Wie viel Tempo ist überhaupt gut für ein gutes Leben? Das persönliche Fazit zu seiner umfassenden Recherchearbeit, über die Opitz auch einen Film gedreht hat, fällt zurückhaltend aus: „Was hat meine Suche also mit mir gemacht? Schwer zu sagen. Eine Universalformel für ein entschleunigtes und glückliches Leben oder gar eine Lösung für das kollektive Beschleunigungsproblem habe ich nicht gefunden.“ (S. 278) Allerdings verweist er darauf, dass eine Voraussetzung für Entschleunigung den Abschied von einer Wirtschaft und Gesellschaft voraussetzt, die ständig wächst. Stattdessen schlägt er eine Orientierung an den Kreisläufen der Natur vor, in denen nur so viele Ressourcen verwendet werden, wie im gleichen Zeitraum nachwachsen können.

Ludwig Heuwinkel

Till Roenneberg

Wie wir ticken.

Die Bedeutung der Chronobiologie
für unser Leben

2012

Köln: DuMont Buchverlag

312 Seiten

Rezension: Die Vernachlässigung unserer natürlichen inneren Rhythmen kann gravierende Folgen für unsere Gesundheit, unsere Lebensqualität und unser soziales Leben haben. Es gibt eben nicht nur die Uhren, „die man kaufen, tragen oder an die Wand hängen kann“, sondern auch „die Uhr, die in Ihrem Körper tickt.“ Till Roenneberg, einer der bekanntesten Wissenschaftler auf dem Gebiet der Chronobiologie, präsentiert in diesem preiswerten Taschenbuch Ergebnisse jahrzehntelanger Forschungsarbeiten. Er erklärt wissenschaftliche Erkenntnisse leicht verständlich, wozu auch interessant erzählte Fallgeschichten beitragen.

Sind Sie Frühaufsteher, eine „Lerche“ oder eher Spätaufsteher, eine „Eule“? Fast in jeder Kultur herrscht noch heute die Auffassung vor, Frühaufsteher seien bessere und effizientere Menschen und Spätaufsteher die schlechteren und fauleren. Gängige Sprichwörter, wie „Morgenstund hat Gold im Mund“ oder „Der frühere Vogel fängt den Wurm“ untermauern das. Während diese Vorstellungen in agrarischen Gesellschaften

durchaus ihre Berechtigung hatten, werden sie in einer Rund-Um-die-Uhr-Gesellschaft fragwürdig. Menschen können verschiedene Chronotypen sein und welchem Chronotyp wir angehören, d. h. wie die innere Uhr in uns tickt, hängt von vielen Faktoren ab. So ist die biologische Uhr nicht nur eine zyklische, die von natürlichen Rhythmen, wie der Erdrotation, Tag und Nacht oder den Jahreszeiten bestimmt wird, auch Gene sind beteiligt und auch das Lebensalter. Kinder sind meist frühe Chronotypen und Jugendliche eher Spätaufsteher, im Osten Deutschlands stehen die Menschen früher auf als im westlichen Deutschland und die ländliche Bevölkerung frühstückt vor den Städtern. Die biologische Uhr bestimmt u. a., zu welcher Tageszeit wir am leistungsfähigsten sind, wann wir Hunger haben, müde werden und wann unser Schmerzempfinden am größten ist. Der individuelle Chronotyp kann offenbar selbst eine Auswirkung auf die Berufswahl haben.

Des Weiteren zeigt der Autor, welche gravierenden Folgen ein Leben jenseits unserer inneren Uhr in der heutigen 24/7/365 Gesellschaft hat. Genau da wird das Buch zeitpolitisch brisant. Diskutiert wird der chronisch gewordene „soziale Jetlag“, unter dem der spätmoderne Mensch immer öfter leidet. Globalisierung, die Zeitumstellung auf Sommer- und Winterzeit, Arbeitszeiten, die nicht der inneren Uhr entsprechen,

Schicht- und Nachtarbeit, zu frühe Zeiten des Schulbeginns, Schlafmangel sowie Lichtmangel durch zu wenig an der frischen Luft verbrachte Zeit bringen unseren biologischen Rhythmus immer mehr durcheinander. Das Nichtbeachten des natürlichen inneren Rhythmus als einer fundamentalen biologischen Funktion hat negative Auswirkungen auf das Immunsystem, auf die Leistungs- und Lernfähigkeit, auf die soziale Kompetenz und auf das Wohlbefinden des Menschen. Noch immer existiert kein ausreichendes öffentliches Bewusstsein für die Bedeutung, die die innere Uhr gegenüber dem gesellschaftlich vorgegebenen sozialen Takt spielt. Zum Beispiel bewerten politische Diskussionen um einen späteren Schulbeginn das Problem der biologischen Uhren Jugendlicher als völlig belanglos. Dies, obwohl heutzutage „über 60 % der Bevölkerung Schwierigkeiten damit hätten, sich in den ersten Schulstunden voll zu konzentrieren.“

So zeigt das Buch deutlich, dass eine Sensibilisierung für die gesellschaftliche Bedeutung der Chronobiologie eine aktuelle zeitpolitische Aufgabe ist. Zudem erhält der Leser hilfreiche Hinweise, wie er sein Leben nach der inneren Uhr gestalten und dadurch gesünder und zufriedener leben kann, und er wird angeregt zu Zeitempathie für andere.

Elke Großer

Ernst Peter Fischer und Klaus Wiegandt (Hrsg.):

Dimensionen der Zeit: Die Entschleunigung unseres Lebens

2012

Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag

348 Seiten

International renommierte Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen nähern sich dem Thema Zeit an. Aus natur- und geisteswissenschaftlicher Perspektive soll zunächst geklärt werden, was Zeit ist, um dann zu besprechen, wie mit ihr umgegangen wird und werden sollte. Alles läuft auf die Frage hinaus, ob wir fähig sind, entschleunigt zu leben. *(Verlagstext)*

Beiträge von: Karlheinz Geißler, Hartmut Rosa, Ansgar Schmidt, Klaus Meinzer, Till Roenneberg, Ernst Peter Fischer, Etienne Francois, Michael Maar, Volker Gerhardt.

Sie sind noch nicht Mitglied der DGfZP?

So können Sie es werden:

Bitte schicken Sie Ihre Anmeldung an die Geschäftsstelle der DGfZP:

Prof. Dr. Dietrich Henckel

Technische Universität Berlin

Institut für Stadt- und Regionalplanung

FG Stadt- und Regionalökonomie

Hardenbergstr. 40a - 10623 Berlin

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 75,00 €, ermäßigt 40,00 €.

Er ist zu überweisen auf das Konto: Zeitpolitik e.V., 533 048 105,

bei der Postbank Berlin, BLZ 100 100 10.

Die DGfZP ist als Gemeinnütziger Verein anerkannt.



Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik

Hiermit beantrage ich die Mitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V.

NAME _____

INSTITUTION _____

STRASSE UND HAUSNUMMER _____

POSTLEITZAHL UND ORT _____

TELEFON _____

FAX _____

E-MAIL _____

DATUM UND UNTERSCHRIFT _____

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik

Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik Gemeinnütziger e.V.

Geschäftsführender Vorstand:

Prof. Dr. Ulrich Mückenberger,
Bremen und Hamburg
Dr. Jürgen P. Rinderspacher, Hannover
Prof. Dr. Dietrich Henckel, Berlin
Dr. Helga Zeiher, Berlin

Beratender Vorstand:

Dr. Uwe Becker, Düsseldorf
Prof. Dr. Christel Eckart, Kassel
Dr. Karin Jurczyk, München
Dr. Christiane Müller-Wichmann, Berlin
Dr. Nadine Schöneck-Voß, Bochum und Bremen
Dr. Ulrike Schrap, Berlin

Geschäftsstelle:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
Technische Universität Berlin
Institut für Stadt- und Regionalplanung
FG Stadt- und Regionalökonomie
Hardenbergstraße 40a · 10623 Berlin
Tel.: 030 / 314 280 89
(Sekretariat Constanze Eichhorst)
Fax: 030 / 314 281 50
d.henckel@zeitpolitik.de

Kontoverbindung: Zeitpolitik e.V.
Postbank Berlin
Konto-Nr. 533 048 105
BLZ 100 100 10

www.zeitpolitik.de

Impressum

Das Zeitpolitische Magazin (ZpM) für die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. und für Interessierte im Umfeld erscheint mehrmals im Jahr. Es wird von der DGfZP herausgegeben. Es ist kostenfrei und wird als PDF-Datei per eMail verschickt. Bestellung und Abbestellung bitte formlos an die Redaktion.

Verantwortlich für Inhalt (V.i.S.d.P. und gemäß § 10 Absatz 3 MDStV) und Redaktion dieser Ausgabe: Helga Zeiher.

Redaktion:

Dr. Helga Zeiher - helga.zeiher@gmail.com (Koordination)
Etta Dannemann, Dipl.-Ing. (Arch.) - ettadannemann@web.de
Elke Großer, M.A. - elke-grosser@t-online.de
Dr. Martina Heitkötter - heitkoetter@dji.de
Prof. Albert Mayr - timedesign@technet.it
Dr. Ulrike Schrap - ulrike.schrap@gmail.com
Satz: Anna von Garnier - post@annavongarnier.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Das ZpM ist als Gesamtwerk urheberrechtlich geschützt. Das Copyright liegt bei der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V., das Urheberrecht namentlich gekennzeichneten Artikel liegt bei deren Verfasser/innen.

Das Zitieren aus dem ZpM sowie die Übernahme namentlich nicht gekennzeichneten Artikel ist gestattet, solange solche Inhalte keiner kommerziellen Nutzung dienen und die Deutsche Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. als Quelle genannt wird. Die Redaktion bittet um Zusendung eines Belegexemplars.

Das ZpM wird mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt; Links auf Webseiten von Dritten werden auf Funktionalität geprüft. Mit Urteil vom 12. Mai 1998, Aktenzeichen 312 O 85/98 „Haftung für Links“, hat das Landgericht Hamburg entschieden, dass man durch die Anbringung eines Links die Inhalte der verlinkten Webseite ggf. mit zu verantworten hat. Dementsprechend distanziert sich das ZpM ausdrücklich von allen Inhalten der Webseiten von Drittanbietern, auf die ein Link gelegt wird. Wir machen uns deren Inhalte nicht zu eigen.

Verletzungen von Urheberrechten, Markenrechten, Persönlichkeitsrechten oder Verstöße gegen das Wettbewerbsrecht auf fremden Webseiten waren nicht augenscheinlich und sind der Redaktion eben so wenig bekannt wie eine dortige Erfüllung von Straftatbeständen.